

Zur Lehre von den Gemüthsbewegungen.

Von

W. Wundt.

I. Terminologische Vorfragen.

In der vierten seiner Reden an die deutsche Nation hat Fichte im Anschlusse an Betrachtungen über die Vorzüge des Deutschen vor den neulateinischen Sprachen wohl zum ersten Male den Satz aufgestellt: der Romane habe Geist, der Deutsche aber besitze außerdem noch Gemüth¹⁾. Seitdem ist dieser Gedanke in der etwas abweichenden Fassung, das deutsche Wort »Gemüth« könne in keine andere Sprache sinngetreu übersetzt werden, zu einem beliebten Gemeinplatz geworden. Und doch ist es für denjenigen, der mit der philosophischen und der schönen Literatur des letzten Jahrhunderts einigermaßen bekannt ist, kein Geheimniss, dass jener Gegensatz zwischen Geist und Gemüth ein vollkommen moderner, ja dass möglicher Weise die Stelle in Fichte's Reden die erste ist, in der jene Begriffe als Gegensätze behandelt werden. Kant spricht gelegentlich von den »Vorstellungen, die im Gemüth wohnen«, und selbst im Anfang unseres Jahrhunderts fließen noch häufig die Begriffe Gemüth, Seele, Geist, Bewusstsein ohne bestimmte Sonderung in einander. In der Periode unserer klassischen und besonders unserer romantischen Dichtung hatte sich aber allmählich die Gewohnheit ausgebildet, da, wo von dem letzten Grund

1) Fichte's sämtliche Werke, Bd. 8, S. 327.

der Gefühle, besonders der ästhetischen, die Rede war, diesen »Gemüth«, nicht Seele oder Geist zu nennen. Die Philosophen und Psychologen thaten dann das ihrige, diese Trennung zu vollenden. So ist schließlich das Wort Gemüth aus einem unbestimmten Ausdruck für das Innere des Menschen überhaupt zu einer Bezeichnung derjenigen seelischen Eigenschaften geworden, welche als subjective, niemals selbst auf Objecte bezogene Zustände und Regungen unseres Inneren alles Vorstellen, Erkennen und Denken begleiten; und indem diese letzteren Thätigkeiten ihrerseits Functionen des Geistes genannt werden, ist so jene Gegenüberstellung von Geist und Gemüth zu Stande gekommen. Wenn das Wort Gemüth wirklich unübersetzbar ist, so kann also daraus nicht auf einen besonderen Vorzug der deutschen Volksseele, wohl aber vielleicht auf einen Vorsprung der deutschen Wissenschaft geschlossen werden, welche in diesem Fall bereits ein festes Wortzeichen für einen Begriff geschaffen hat, für den man sich anderwärts immer noch mit unbestimmteren Ausdrücken begnügen muss.

Uebrigens scheint es, dass diese schärfere Begrenzung unseres heutigen Begriffs Gemüth zuerst an zusammengesetzten Wortbildungen sich herausgearbeitet hat. So wird in der psychologischen und sonstigen Literatur des vorigen Jahrhunderts von Bewegungen, Veränderungen und Erregungen des Gemüths durchweg schon in demselben Sinne geredet, in welchem wir heute das Wort »Gemüthsbewegung« gebrauchen. Dem entsprechend besitzen ja auch die Franzosen und Engländer in *émotion*, *emotion* ein dem deutschen vollkommen entsprechendes Wort für die Gemüthsbewegung. Psychologisch erklärt sich dies wohl aus der Beobachtung, dass eine seelische Bewegung unter allen Umständen ein unser »Gemüth« (im heutigen Sinne dieses Wortes) ergreifender Process ist. Darum scheint es mir sehr wahrscheinlich, dass sich die jetzt geläufige Bedeutung überhaupt aus der Gewohnheit, das Wort in solchen Zusammensetzungen zu gebrauchen, entwickelt hat. Mit der Lösung des Begriffs aus seinen Verbindungen hat sich nun aber wiederum eine Erweiterung desselben vollzogen, welche für die Ausbildung unserer psychologischen Begriffssprache ungemein förderlich gewesen ist. Es lag nahe, dem bewegten Gemüth das ruhende gegenüberzustellen, also solche Gemüthszustände und Gemüthsvorgänge

zu unterscheiden, welche entweder mehr passiver als activer Art sind, oder welche einen bleibenderen Charakter besitzen. So ist einerseits der Begriff des Gefühls entstanden, als einer Gemüths-erregung, welche nicht das ganze Gemüth ergreift, sondern, an einzelne Vorstellungen gebunden, gewissermaßen an der Oberfläche desselben bleibt, eine Erregung, aber noch keine Bewegung des Gemüths ist. Andererseits hat sich der Begriff der Leidenschaft entwickelt, der eine dauernde Richtung des Gemüths ausdrückt.

Diese Begriffe des Gefühls und der Leidenschaft sind nun ebenfalls, jedes in seiner Weise, Erzeugnisse einer Entwicklung, die allmählich erst zu einer bestimmteren Begrenzung geführt hat. Aehnlich wie Gemüth und Geist, so fallen auch Gefühl und Empfindung noch im Anfang unseres Jahrhunderts fast völlig zusammen. Gemäß dem ursprünglichen Wortsinne wurde jedoch die Empfindung als das mehr Innerliche und Subjective, das Gefühl als das Aeußerliche und Objective angesehen, daher auch der Sinn der äußeren Berührung, der Tastsinn, vorzugsweise als Gefühls-sinn bezeichnet worden ist und zum Theil noch bezeichnet wird, gegenüber den mehr innerlich aufnehmenden Sinnen des Gesichts und Gehörs, deren Erregungen darum Empfindungen genannt wurden. Im heutigen psychologischen Sprachgebrauch hat sich diese ursprüngliche Bedeutung der Wörter nahezu vollständig umgekehrt. Empfindung nennen wir jetzt jede qualitative Erregung des Bewusstseins, welche als Bestandtheil in eine objective Vorstellung eingehen kann. Empfindungen sind daher die einfachen, durch psychologische Analyse und Abstraction nicht weiter zerlegbaren Elemente der Vorstellungen, gleichgültig ob diese letzteren als Wahrnehmungen auf wirklich vorhandene äußere Objecte sich beziehen oder als Erinnerungsvorstellungen der Reproduction und Association ihren Ursprung verdanken. So sind Blau, Gelb, Warm, ein einfacher Ton, sofern wir von allen Verbindungen, in denen diese Qualitäten in Wirklichkeit stets enthalten sind, absehen, Empfindungen. Die subjective Reaction dagegen, die als Lust- oder Unlusterregung theils diesen einfachen Empfindungen theils ihren Verbindungen in den Vorstellungen anhaftet, und die unser inneres Verhalten zu den äußeren Erregungen zum Ausdruck bringt, nennen

wir Gefühl. Wenn uns grünes Licht angenehm ist, so würde demnach gemäß dem ursprünglichen Sinn der Worte gesagt werden können: wir fühlen es grün, und wir empfinden es angenehm; heute wird der correcte psychologische Ausdruck lauten: wir empfinden es grün, und wir fühlen es angenehm. Dieser Wandel der Begriffe hat bereits bei Christian Wolff und seiner Schule begonnen, und er ist durch Herbart endlich zum schärfsten Ausdruck gebracht worden; in die populäre Ausdrucksweise ist er aber keineswegs in durchgreifender Weise eingedrungen, und von hier aus wird dann immer auch wieder die wissenschaftliche Terminologie gelegentlich ins Schwanken gebracht. Namentlich die Aesthetik entfernt sich in der Vermengung der Ausdrücke Gefühl und Empfindung wenig von dem Zustand, in dem sie sich zu Anfang des Jahrhunderts befand. Es beruht dies übrigens nicht bloß darauf, dass man sich in diesen Gebieten, die eigentlich zu einem wesentlichen Theil angewandte Psychologie sein sollten, in Wahrheit äußerst wenig um Psychologie kümmert, sondern zumeist darauf, dass die Motive, die wahrscheinlich die psychologische Unterscheidung hervorgerufen haben, gänzlich außerhalb des Zusammenhanges ästhetischer, ethischer und ähnlicher Betrachtungen liegen. Diese Motive sind nämlich, wie ich vermüthe, darin gelegen, dass das Wort Fühlen, so weit es in rein sinnlicher Bedeutung Verwendung fand, ursprünglich von dem Gefühlssinn der äußeren Haut und den ihm verwandten Gemeinempfindungen gebraucht wurde, während die anderen Sinneserregungen, wie die des Gesichts und Gehörs, als die mehr innerlichen den Namen Empfindungen davontrogen. Da nun die Tast- und Gemeinempfindungen im allgemeinen von viel intensiveren sinnlichen Gefühlen begleitet sind als die Empfindungen jener objectiveren Sinne, so lag es nahe, auch bei den letzteren von einem begleitenden Gefühl zu reden, sobald sie sich mit derartigen subjectiveren Zuständen verbanden. Von dem sinnlichen Gebiet ist dann mehr und mehr der Begriff auf die zusammengesetzteren und höheren Seelenzustände übertragen worden. Jedenfalls sind aber Ausdrücke wie »ästhetische«, »sittliche«, »religiöse« oder gar »intellectuelle« Gefühle sehr viel später als das der Empfindung gegenübergestellte sinnliche Gefühl. Den entscheidenden Schritt in der Scheidung der Termini Gefühl und

Empfindung scheint nach einer Bemerkung von Eucken Tetens gethan zu haben, indem er die Empfindung als das bestimmte, was wir als »Abbildung eines Objectes und demnach als etwas Gleichgültiges« ansehen, Gefühl dagegen als das, »wovon ich weiter nichts weiß, als dass es eine Veränderung in mir selbst sei«¹⁾.

Einen ähnlichen Wandel wie Empfinden und Fühlen haben nun im Laufe der Zeit die Begriffe Affect und Leidenschaft erfahren. Wenn das letztere Wort zuerst gegen Ende des 17. Jahrhunderts in der Form eines Versuchs auftritt, den französischen Ausdruck der »Passion de l'âme« ins Deutsche zu übertragen, so dürfen wir darin wohl einen Beweis für den Einfluss erblicken, welchen Descartes' berühmtes Werk über die Leidenschaften auf die damalige Zeit übte. In der That ist die ganze Bedeutungs-entwicklung der Wörter Affect und Leidenschaft von diesem Werk ausgegangen. Hatte schon Descartes hervorgehoben, dass jedes Leiden zugleich ein Thun genannt werden könne, weil es einen Handelnden voraussetze, der es veranlasst habe, so gelangte Spinoza zu der tiefer dringenden Auffassung, dass diese Wechselbegriffe des Thuns und des Leidens nicht nothwendig auf verschiedene Personen vertheilt sein müssten, sondern dass der wesentliche Gesichtspunkt für die ethische Würdigung der Seelenzustände darin liege, ob der Einzelne selbst Ursache der in ihm geschehenden Veränderung, oder ob diese Ursache außer ihm sei. So nahm er den Affect zum allgemeinen Begriff, den er wieder in thätige und leidende Affecte oder Leidenschaften unterschied²⁾.

In der deutschen Philosophie des vorigen Jahrhunderts ist diese Unterscheidung so gut wie verloren gegangen. Entweder hielt man sich an den allgemeinen Begriff des Leidens und erweiterte daher die Bedeutung der Leidenschaft weit über den Umfang der »Passio animi« hinaus, wie z. B. Chr. Wolff, oder man betrachtete Affect und Leidenschaft als völlig synonym, die letztere als eine Uebersetzung des ersteren ins Deutsche. Da führte Kant abermals eine Unterscheidung beider Begriffe ein, die aber von

1) Eucken, Geschichte der philosophischen Terminologie im Umriss, S. 210.

2) Ethices Pars III, Def. 3.

jener älteren Spinoza's wesentlich abweicht. Er nahm nicht den Affect als den weiteren, die Leidenschaft als einen engeren, ihm untergeordneten Begriff, sondern er verlegte den Unterschied beider in den schnellen Verlauf des Affects, gegenüber der dauernd die Seele beherrschenden Leidenschaft. Mit dieser Unterscheidung kreuzte sich freilich noch eine andere, die in der Psychologie der Wolff'schen Schule vorbereitet war: jenes Moment der verschiedenen Dauer erhielt bei Kant seine Bedeutung erst dadurch, dass bei dem Affect die Thätigkeit der Vernunft nur vorübergehend gehemmt, bei der Leidenschaft bleibend getrübt sei. So definirte er denn die Leidenschaft als »eine durch die Vernunft des Subjects schwer oder gar nicht bezwingliche Neigung«, den Affect dagegen als »das Gefühl einer Lust oder Unlust im gegenwärtigen Zustand, welches im Subject die Ueberlegung (die Vernunftvorstellung, ob man sich ihm überlassen oder weigern solle) nicht aufkommen lässt«¹⁾.

Die Stellung, die auf diese Weise Kant beiden Begriffen gibt, ist gewiss nicht vollkommen neu: sie hat sich in der schönwissenschaftlichen Literatur des vorigen Jahrhunderts vorbereitet, und Kant hat vielleicht nur in feste Formeln gefasst, was in dem allgemeinen Sprachgefühl bereits instinctiv sich herausgebildet hatte. Geleitet wurde dabei das letztere ohne Zweifel von jener größeren Allgemeinheit der Bedeutung des Wortes Affect, auf die auch Spinoza Werth gelegt. Der »affectus« bezeichnet ja schon im Lateinischen eine heftige Gemüths-erregung oder ein Begehren von qualitativ unbestimmter Beschaffenheit, welches aber doch seiner Natur nach nur als vorübergehend gedacht wird. Bei der »Leidenschaft« (passio) dagegen liegt der Gedanke an eine krankhafte Beschaffenheit des Körpers oder der Seele nahe genug, auf den auch Kant hinweist, indem er die Leidenschaften »Krankheiten des Gemüths« nennt. Da nun aber Krankheiten mehr oder weniger dauernde Zustände sind, so hat sich hier jener Begriff des Dauernden wahrscheinlich überhaupt erst durch die Verbindung mit der Nebenvorstellung des Krankhaften entwickelt. Die letztere hat dann ihrerseits wieder die antagonistische Beziehung begünstigt, in die

1) Kant's Anthropologie. Drittes Buch, Vom Begehrungsvermögen, § 72.

Kant und seine Zeit die Leidenschaften zur Vernunft setzten. Als Krankheiten des Gemüths sollen sie sich in einer krankhaften Störung der Vernunft äußern, indem sie die Ueberlegung nicht aufkommen lassen. Das thun zwar die Affecte auch, und insofern fällt auf sie ebenfalls dieser Reflex des Pathologischen; aber hier wird doch durch die geringere Dauer, die eine baldige Ausgleichung zulässt, die Störung ermäßigt. Die neuere Psychologie hat sich bemüht, alle derartigen Nebengedanken, welche nicht sowohl auf den Affect selbst als auf dessen Folgen und Nebenwirkungen gehen, zu beseitigen, und es ist so als unterscheidendes Merkmal zwischen Affect und Leidenschaft lediglich dies übrig geblieben, dass der Affect eine vorübergehende Gemüthsbewegung, die Leidenschaft aber eine dauernde Gemüthsrichtung bezeichnet. Durch diese Abstreifung der Nebenbedeutung des Pathologischen von dem Begriff der Leidenschaft ist dieser wieder in besseren Einklang gebracht mit dem in der schönen Literatur mindestens seit einem Jahrhundert stets festgehaltenen Sprachgebrauch, welcher ebenso gut lobenswerthe wie unedle Neigungen, sobald sie nur stark und dauernd sind, umfasst. Hand in Hand damit hat sich noch ein anderer Wandel vollzogen, der mit der seitdem eingetretenen genaueren Begrenzung der wissenschaftlichen Gebiete zusammenhängt. Indem sich die allgemeine Psychologie auf die theoretische Erörterung der psychischen Vorgänge in ihrer allgemeingültigen Bedeutung zurückzog, um die Beschreibung der concreten Seelenzustände der praktischen Menschenkunde und ihren Anwendungen in der epischen und dramatischen Kunst zu überlassen, sind ganz von selbst solche seelische Anlagen und Neigungen, die, wie die Leidenschaften, nicht unmittelbar in fest abgegrenzten einzelnen Bewusstseinsvorgängen bestehen, sondern erst aus einer Fülle von Beobachtungen an einem und demselben Individuum zu erschließen sind, aus dem Bereich der allgemeinen Psychologie ausgeschieden, analog etwa wie die verwickelten Erscheinungen gewisser meteorologischer Processe aus der Physik in die Meteorologie verwiesen werden. Was an einer Leidenschaft der allgemeinen Psychologie angehört, das sind eben lediglich die einzelnen Gefühle und Affecte, aus denen sie sich zusammensetzt.

Als ein letztes Begriffspaar, dessen Grenzen noch heute nicht

• selten unsicher sind, stehen sich endlich Begehren und Trieb gegenüber. Nachdem das Begehren überhaupt erst in der Wolffschen Psychologie als ein selbständiger seelischer Vorgang anerkannt war, flossen in der folgenden Zeit die Begriffe Begierde und Trieb, ähnlich ihren lateinischen Vorbildern *cupido* und *appetitus*, vollständig in einander. Der erste Impuls zu einer Trennung ist hier wahrscheinlich von den Verdeutschungsversuchen des vorigen Jahrhunderts ausgegangen, bei denen man den thierischen »Instinkt« mit dem Wort »Trieb« oder wohl auch »Kunsttrieb« wiederzugeben pflegte. Motiv für die Bevorzugung des Triebes vor der Begierde mag in diesem Fall die an den Begriff des ersteren gebundene Vorstellung einer treibenden Kraft gewesen sein, mit der sich der Gedanke verbinden ließ, dass die Triebe mehr den bewusstlosen Naturkräften gleichen, während bei der Begierde die Vorstellung des begehrten Objectes vorausgesetzt wurde. Den Trieb betrachtete man daher als das elementarere und ursprünglichere Vermögen oder auch als die jedem einzelnen Begehren zu Grunde liegende Kraft, welche erst durch die Verbindung mit bestimmten Vorstellungen, nach der Herbart'schen Schule durch die Bewegung, die sie der Vorstellung des Begehrten verleiht, in ein wirkliches Begehren übergehe. Von hier aus liegt nun eine weitere Verallgemeinerung nahe genug, die im Zusammenhang rein metaphysischer Erörterungen zuerst bei J. G. Fichte hervortritt und dann für die Psychologie von den neueren Vertretern der sogenannten »Psychologie des inneren Sinnes« verwerthet worden ist. In dieser weiteren Bedeutung ist Trieb ursprüngliche geistige Kraftäußerung, ebensowohl wirksam im Gebiet des Erkennens wie in dem des Wollens und Handelns.

Verliert nun auch der so erweiterte Begriff beinahe jede sichere Umgrenzung, so dass er in seinen psychologischen Anwendungen geradezu mit dem der psychischen Thätigkeit überhaupt sich deckt, so hat er doch, wie ich glaube, eine heilsame Rückwirkung auf die fernere Entwicklung der psychologischen Begriffe ausgeübt. Die Erkenntniss konnte nicht ausbleiben, dass das Begehren, insofern in ihm die Beziehung auf das begehrte Object mitgedacht wird, ein relativ zusammengesetzter seelischer Vorgang und als solcher selbst dann, wenn man von der Herleitung aus einem besonderen

Seelenvermögen absieht, kein hinreichend einfaches Ergebniss der psychologischen Analyse sei. Mit dem Begriff des Triebes dagegen konnte die Voraussetzung eines einfachen seelischen Actes um so mehr verbunden werden, als bei den frühesten Aeußerungen der angeborenen Triebe die Beziehung auf bestimmte vorgestellte Objecte vermöge der Bedingungen, unter denen solche Triebe sich zuerst äußern, hinwegfällt. Zugleich schien der Trieb vermöge seiner directen Beziehung zum Wollen und Handeln ein hinreichend selbständiges Phänomen zu sein, um seine Gleichsetzung mit anderen verwandten Vorgängen, wie Gefühl und Affect, zu verbieten.

So bleiben nach dieser vorläufigen Uebersicht des psychischen Thatbestandes und der von ihm ausgegangenen Unterscheidungen drei psychische Elementarphänomene übrig, über deren Natur und wechselseitige Beziehungen die Psychologie der Gemüthsbewegungen zunächst Rechenschaft zu geben hat: das Gefühl, der Affect und der Trieb; zugleich aber erhebt sich die Frage, wie sich jene drei Gemüthszustände zum Willen verhalten.

Bei dieser Untersuchung darf ein Gesichtspunkt nicht aus dem Auge verloren werden: Gefühl, Affect, Trieb, Wille sind nicht Thatsachen, die uns direct in der Beobachtung gegeben werden, sondern sie sind Begriffe, die wir auf Grund eines höchst complexen Thatbestandes, in welchem sie sämmtlich enthalten sind, gebildet haben. Sie sind also Resultate der Analyse und Abstraction, nicht selbst bereits von einander getrennte Bestandtheile der inneren Wahrnehmung. Immerhin war auf jene abstracte Unterscheidung, welche in den Bezeichnungen der wissenschaftlichen Sprache festgehalten wurde, offenbar der Umstand von Einfluss, dass wenigstens eine theilweise Lösung der einzelnen Elemente eines Gemüthsvorganges von einander möglich ist, da ein gegebener Zustand bald mehr den Charakter des Gefühls, bald mehr den des Affects oder des Triebes an sich trägt. Diesen theilweisen Trennungen, wie sie im Wechsel der inneren Zustände fortwährend sich ereignen, werden hauptsächlich die Merkmale zu entnehmen sein, nach welchen die genauere wissenschaftliche Abgrenzung der im gewöhnlichen Sprachbewusstsein nur unsicher geschiedenen Begriffe vorzunehmen ist.

Alle terminologischen Feststellungen beruhen schließlich auf willkürlicher Uebereinkunft. Kein unüberwindliches Naturgesetz zwingt uns, mit den Wörtern Gefühl, Affect, Trieb und Wille einen bestimmten Sinn zu verbinden und keinen andern. Sogar jene wenigstens relativ allgemeingültige Convention, welche bei Objecten der Außenwelt dem Worte seine objective Bedeutung anweist, lässt uns hier im Stiche. Wir können nicht in ähnlicher Weise, wie wir auf die Gegenstände hinzeigen, die wir unter einem Baum oder einem Haus verstehen, den psychologischen Begriffen ihre fest bestimmte Stelle in unserem inneren Leben anweisen, weil eben jene inneren Vorgänge bloß als integrirende Bestandtheile zusammengesetzter Zustände vorkommen, aus denen sie immer nur theilweise, in Folge von Schwankungen ihrer Intensität bei gleichbleibender Stärke der übrigen Elemente eines complexen Vorganges, ausgesondert werden können. Diese Umstände machen den ungeheuren Bedeutungswandel, den die psychologischen Termini erfahren haben, begreiflich; sie rechtfertigen es aber auch, wenn für die wissenschaftliche Feststellung der Begriffe der gewöhnliche Sprachgebrauch hier immer nur insoweit maßgebend bleibt, als er die allgemeine Richtung andeutet, in welcher sich die Analyse der Thatsachen schon im vorwissenschaftlichen Denken vorbereitet hat. Das Vorurtheil, unter welchem das letztere durchgängig steht, als wenn die von uns unterschiedenen Begriffe getrennt von einander vorkommenden Thatsachen entsprächen, muss aber von vornherein beseitigt werden.

II. Gefühl und Affect.

1. Die intellectuellen Gefühlstheorien.

Jede Definition eines Begriffs setzt bekanntlich eine Zerlegung in Merkmale voraus, sie fordert also, dass der Gegenstand des Begriffs ein zusammengesetzter sei; und ebenso ist die Deduction eines Thatbestandes nur unter der Voraussetzung einer complexen Beschaffenheit desselben ausführbar. So wird ein mathematischer Lehrsatz abgeleitet, indem man ihn in die einfachen Voraussetzungen zerlegt, die in ihn eingehen. Hieraus folgt, dass einfache seelische Vorgänge weder definirt noch deducirt, d. h. aus ihren Gründen

abgeleitet werden können. Vielmehr kann von einer Erklärung derselben immer nur in dem Sinne die Rede sein, dass man versucht, ihre thatsächliche Verbindung mit andern einfachen oder zusammengesetzten Vorgängen nachzuweisen.

Für die einfachen Empfindungen ist diese Unmöglichkeit einer Definition sowohl wie einer Deduction längst anerkannt. Man gibt zu, dass Niemand zu sagen wisse, was Blau sei, oder warum die Empfindung Blau existire. In Bezug auf die Vorgänge und Zustände des Gemüths dagegen scheinen die meisten Theorien noch immer von dem irrthümlichen Streben nach einer Definition des Undefinirbaren und nach einer Deduction des Undeducirbaren erfüllt zu sein. Da in dem empirischen Thatbestand die Materialien zu einem solchen Verfahren nicht aufzufinden sind, so hilft man sich aber in der Regel dadurch, dass die wirklich gegebenen That-sachen mit Fictionsen oder Interpretationen vermengt und diese letzteren ganz so behandelt werden, als wenn sie Bestandtheile der empirischen Vorgänge selber wären.

Offenkundig hat sich dieses Fehlers der Intellectualismus schuldig gemacht, der gleichwohl noch heute auch in der Psychologie seine Rolle spielt, und dessen Tendenz dahin geht, alle seelischen Prozesse in intellectuelle Operationen aufzulösen. Ueber unsere Vorstellungen, Gemüthsbewegungen und Handlungen können wir nachträglich immer reflectiren; wir können über ihre Ursachen und Zwecke nachdenken und auf diese Weise schließlich die ursprünglichen That-sachen, von denen die Reflexion ausging, unter den durch die letztere gewonnenen Gesichtspunkten betrachten. Der Erfolg dieser Ueberlegungen schlägt nie fehl: es gibt schlechterdings nichts in unserem Seelenleben, was nicht in diesem Medium des reflectirenden Nachdenkens aufzulösen wäre. Da aber dabei selbst einfache Vorgänge, wie z. B. ein einfaches Gefühl oder ein relativ einfacher Affect, immer in die Form verwickelter Ueberlegungen umgegossen werden, so findet nun jenes Streben das eigentlich Undefinirbare zu definiren und das Undeducirbare zu deduciren seine volle Befriedigung. Schade nur, dass die so gewonnenen Denkbestimmungen, die aus dem Kopfe des reflectirenden Psychologen in den psychischen Thatbestand hinübergewandert sind, schließlich doch nur in einem Zirkel herumführen, nach dessen

Durchlaufen man wieder bei der einfachen Thatsache stehen bleibt, von der die ganze Reflexion ausgegangen war. Wenn z. B. Spinoza die Traurigkeit als einen Zustand der Seele definirt, bei dem sie zu geringerer, die Freudigkeit als einen solchen, bei dem sie zu größerer Vollkommenheit übergehe¹⁾, oder wenn Locke sagt: Freude ist ein Vergnügen der Seele in Folge des Wissens, dass der Besitz eines Gutes erreicht oder dessen Erreichung sicher ist, und: Traurigkeit ist ein Unbehagen der Seele, wenn sie an den Verlust eines Gutes denkt, das sie noch länger hätte genießen können, oder wenn sie ein gegenwärtiges Uebel empfindet²⁾, so erhellt ohne weiteres, dass die Begriffe Vollkommenheit, Unvollkommenheit, Gut, Uebel, Vergnügen, Unbehagen entweder selbst wieder Gefühle sind oder die Existenz der Gefühle voraussetzen, die durch sie erklärt werden sollen. Macht man den Versuch, auch diese Begriffe in weitere Reflexionsbestimmungen aufzulösen, indem man z. B. als Gut das, was unser Glück befördert oder was uns nützlich ist, definirt, so wird damit immer nur der Punkt, wo die Reflexionsbestimmungen in ein Gefühl auslaufen, um eine Strecke weiter zurückgeschoben.

Durch sein Streben, den complexen Thatbestand des Bewusstseins einer exacten Analyse zu unterwerfen, hat Herbart vieles dazu beigetragen, dass diese Vermengung des wirklich Gegebenen mit Resultaten einer nachträglichen Reflexion über dasselbe beseitigt werde. Aber die Voraussetzung, dass die letzten nicht mehr weiter zerlegbaren Bestandtheile des Bewusstseins Vorstellungen sein müssten, bleibt auch bei ihm bestehen. Da nun die Zustände des Fühlens, Wollens und Begehrens nicht als Unterschiede der Vorstellungen selbst betrachtet werden können, so bleibt, wie Herbart meint, nichts anderes übrig, als sie auf Unterschiede im Zustand des Vorstellens zu beziehen. »Wie sollen wir«, so fragt er, »die Bestimmung des Bewusstseins, da ein Vorstellen zwischen entgegengesetzten Kräften eingepresst schwebt, benennen? . . . Wie anders werden wir den gepressten Zustand bezeichnen, als durch den Namen eines mit der Vorstellung verbundenen

1) Ethice, III, 11. Schol.

2) Essay, II, 20.

Gefühls?«¹⁾ Die Frageform ist [bezeichnend genug für diese Ableitung. Werden die Vorstellungen als der einzige selbständige Inhalt des Bewusstseins vorausgesetzt, so lässt sich doch die Existenz von Gefühlen und von sonstigen ihnen ähnlichen Zuständen nicht ableugnen. Da nun diese keine Vorstellungen sind, so bleibt nichts übrig, als sie auf irgend etwas zurückzuführen, was zwischen den Vorstellungen sich ereignet. Die so genannte »Mechanik der Vorstellungen« bietet nun eine Reihe imaginärer Prozesse dar, zwischen denen jene Zustände nach Gutdünken vertheilt werden können. Was liegt daran, dass es Gefühle gibt, bei denen von der hier angenommenen Pressung der Vorstellungen nichts wahrzunehmen ist? Oder dass es andere gibt, die, wie die sinnlichen Gefühle, regelmäßig an gewisse einfache Empfindungen gebunden sind, in welchen Verbindungen diese auch vorkommen mögen?

Die Verwandtschaft dieser und der intellectuellen Theorie liegt darin, dass beide in den Empfindungen und Vorstellungen die primären Seelenvorgänge erblicken, aus denen alles Fühlen, Streben, Wollen abgeleitet werden könne. In der Art dieser Ableitung erst scheiden sich beide von einander: der Intellectualismus verlegt den Ursprung der Gemüthszustände in primitive Denkhandlungen, der Herbartianismus erblickt ihn in mechanischen Wechselwirkungen der Vorstellungen. Indem vom letzteren Standpunkte aus das Gefühl zugleich als ein »Bewusstwerden des Vorstellens« bezeichnet wird, insofern wir der Vorstellungsthätigkeit eben immer erst durch die vorhandenen Spannungen der Vorstellungen inne werden sollen²⁾, verstärkt sich die Verwandtschaft beider Theorien. Denn das Bewusstwerden des seelischen Geschehens, des inneren Gehemmtwerdens und der Befreiung von vorhandenen Spannungen, das hier als das wahre Wesen der Lust- und Unlustgefühle hingestellt wird, ist im Grunde auch nur die Umdeutung eines nach seiner unmittelbaren Beschaffenheit der Beschreibung unzugänglichen Vorgangs in einen intellectuellen Process.

Entschließt man sich nun, auf eine solche Umdeutung zu verzichten, so scheint der nächste Weg, den Gemüthszuständen eine

1) Herbart, Psychol. als Wissenschaft, Th. II, § 104. Werke, Bd. VI, S. 75.

2) Volkmann, Psychologie, 2. Aufl., II, S. 290.

ähnliche Selbständigkeit wie den Vorstellungen selbst zu sichern, der zu sein, dass man auf die physischen Bedingungen der seelischen Vorgänge zurückgeht. Beruht die Ursprünglichkeit der Empfindungen vom physiologischen Gesichtspunkte aus darauf, dass bestimmten Formen der Nervenerregung bestimmte Qualitäten des Empfindens parallel gehen, so lässt sich ja das analoge auch für die Gemüthszustände voraussetzen. Es würde z. B. angenommen werden können, dass jedem Gefühl von eigenthümlicher qualitativer Färbung ein eigenartiger Nervenprocess entspreche; es würde sich dann, sobald die Bedingungen für das Zustandekommen dieses Processes gegeben wären, die Empfindung mit einem Gefühl verbinden, während sie ohne jene Bedingungen eine gefühlsfreie Beschaffenheit behielte. In der That hat schon Lotze diesen Gedanken eines »gefühlserzeugenden Nervenprocesses« zur Geltung gebracht. Doch abgesehen davon, dass es einer solchen Annahme an jeder empirischen Unterlage fehlt, müsste sie, wie Lotze selbst anerkennt, auf die sinnlichen Gefühle beschränkt werden, da sie für alle complexeren Gefühle nicht durchführbar ist¹⁾. Es erscheint aber doch widersprechend, Zustände von im allgemeinen verwandtem Charakter auf völlig verschiedene Grundlagen zu stellen, also z. B. die Gegensätze der Lust und Unlust, die den einfachen wie den complexen Gefühlen gemeinsam sind, das eine Mal auf verschiedenartige Nervenprocesses, das andere Mal auf einen verschiedenen Erregungszustand der Seele zurückzuführen. So wird denn auch Lotze genöthigt, diese disparaten Fälle wieder durch eine teleologische Erwägung zu verbinden. In jedem Fall, mag es nun aus einer directen Erregung der Seele entstehen, wie beim ästhetischen Eindruck, oder aus einem besonderen Nervenprocess, wie beim sinnlichen Gefühl, soll das Gefühl selbst auf einer unmittelbaren Förderung oder Hemmung unseres seelischen Seins beruhen. Durch diese teleologische Wendung wird aber die ganze Betrachtung wieder den intellectuellen Theorien genähert. Denn Förderung und Hemmung des seelischen Zustandes sind Umschreibungen der unmittelbaren Thatsachen, die überall erst auf Grund einer Reflexion über die Bedingungen und Folgen von Lust und Unlust möglich sind.

1) Lotze, Med. Psychologie, S. 247.

2. Versuche einer physiologischen Interpretation der Gemüthsbewegungen.

Mit der Annahme des gefühlerzeugenden Nervenprocesses hat Lotze eine Saite angeschlagen, die, seiner eigenen Psychologie sonst fremd, in denjenigen Auffassungen nachklingt, welche die letzte Aufgabe der psychologischen Untersuchung darin erblicken, dass jeder psychische Thatbestand auf sein physiologisches Substrat zurückgeführt werde, und welche mit dieser Zurückführung das Geschäft der wissenschaftlichen Erklärung für erschöpft halten. Im Grunde genommen spiegelt sich in diesen Bestrebungen die nämliche Tendenz einer Definition des Undefinirbaren und einer Deduction des Undeducirbaren, wie in den intellectuellen Theorien der Vergangenheit. Indem man das Verhältniss des physischen zu dem entsprechenden psychischen Geschehen vollständig dem Verhältniss von Ursache und Wirkung subsumirt, meint man einen seelischen Vorgang erklärt zu haben, wenn der ihm parallel gehende physische Process nachgewiesen ist, oder, was noch häufiger vorkommt, wenn ein derartiger Process irgendwie hypothetisch sich construiren lässt. Da nun jeder physiologische Vorgang hinwiederum, wenigstens der allgemeinen Forderung nach, als enthalten in dem allgemeinen Causalnexus der Naturvorgänge angesehen werden muss, so ist damit die Möglichkeit geboten, jeden, auch den einfachsten seelischen Thatbestand in dem angegebenen Sinne zu deduciren und, insofern die Aufzeigung der Entstehungsbedingungen immer zugleich eine Art Begriffsbestimmung in sich schließt, zu definiren.

Ein sprechendes Beispiel für diese Art psychologischer Scheinerklärungen bietet eine von C. Lange aufgestellte Theorie der Affecte, die schon deshalb ein gewisses Interesse erheischt, weil der Gedankengang derselben ziemlich treu die Ueberzeugungen vieler Physiologen und mancher Psychophysiker über den Gegenstand wiedergeben dürfte. Lange¹⁾ geht von der Forderung aus, dass einfache Affecte, wie Schreck, Wuth, Freude, nicht zusammengesetzt werden dürften mit complexen Gemüthszuständen, wie Neid,

1) C. Lange, Ueber Gemüthsbewegungen. Deutsch von H. Kurella. Leipzig 1887.

Liebe, Bewunderung u. dergl. Die letzteren seien aus einem ganzen Complex seelischer Phänomene gebildet, in welche theils jene einfachen Affecte, theils aber auch Bewegungen im Vorstellen als elementarere Bestandtheile eingehen. Man möge sie daher Gefühle nennen und den Namen Affecte oder Gemüthsbewegungen für die einfacheren Vorgänge beibehalten. Da nun an diesen letzteren ohne Zweifel ebenfalls Bewegungen im Vorstellen betheilig sind, so scheint die zusammengesetzte Beschaffenheit als das einzige Unterscheidungsmerkmal übrig zu bleiben. Das sonst angenommene Verhältniss zwischen Gefühlen und Affecten wird also hier vollständig umgekehrt: der Affect ist als der einfache, das Gefühl als der complexe, aus vielen Affecten zusammengesetzte Vorgang definiert. Der Verfasser hat sich nicht darüber ausgelassen, welche Stellung er gewissen einfachen Gefühlen, bei denen eine Zusammensetzung aus Affecten nicht nachzuweisen ist, wie dem sinnlichen Gefühl, den ästhetischen Elementargefühlen, zu geben wünscht. Hätte er der Existenz dieser Gefühle Rechnung getragen, so wäre ihm wohl nicht verborgen geblieben, dass auch in die von ihm angenommenen einfachen Affecte solche Gefühle als elementarere Bestandtheile eingehen. Schon bei dieser vorläufigen Unterscheidung der Affecte von anderen Seelenzuständen ist eben für ihn das nachher für die Untersuchung der einzelnen Affecte aufgestellte Princip maßgebend, dass die objectiven, physiologischen Aeußerungen der Affecte die einzig sicheren Kriterien für ihre wissenschaftliche Untersuchung abgeben. Da bei den vorhin erwähnten einfachen Gefühlsformen solche objective Merkmale im allgemeinen nicht oder doch erst von dem Moment an auftreten, wo sich Affecte mit ihnen verbinden, so ist es ganz begreiflich, dass der Verfasser alle Gemüthszustände, die nicht in Ausdrucksbewegungen nachweisbar sind, als nichtexistirende ansieht. Auf Grund des erwähnten Principis bezeichnet er aber die Affecte als Innervationsstörungen, welche reflectorisch entstehen und in drei Muskelsystemen zur Aeußerung kommen können: in den willkürlichen Muskeln, in den Gefäßmuskeln und in dem Muskelapparat der Eingeweide. Weil in jedem dieser Apparate die Störung entweder in einer Vermehrung oder in einer Verminderung der Innervation bestehen kann, so würden an sich nicht weniger als 27 Combinationen elementarer

Störungen, also 27 Affectformen möglich sein, die aber natürlich in der Wirklichkeit nicht alle vorkommen. In der That begnügt sich Lange mit der Unterscheidung von blos sieben: Enttäuschung, Kummer, Schreck, Verlegenheit, Spannung, Freude, Zorn¹⁾. Das interessanteste, für Viele gewiss unerwartete Ergebniss der einzelnen Untersuchungen ist dies, dass Freude und Zorn eigentlich der nämliche Affect seien, da bei beiden Erhöhung der willkürlichen Innervation und Erweiterung der Gefäße bestehen. Der Zorn unterscheidet sich nur durch den nebensächlichen Umstand, dass bei ihm eine Incoordination der Bewegungen vorhanden ist, die bei der Freude fehlen soll, — ein Unterschiedsmerkmal, das ich meinerseits, wenigstens in Bezug auf die intensivsten Aeußerungen der Freude, bestreiten möchte. Wenn die populäre Rede-weise von einem Menschen sagt, dass er sich »vor Freude nicht zu lassen weiß«, so stützt sie sich dabei, wie ich meine, auf die leicht zu beobachtende Thatsache, dass eine gewisse Incoordination der Bewegungen auch bei der »ausgelassenen« Freude nicht mangelt. Was die übrigen Affecte betrifft, so stellt Lange Enttäuschung, Kummer und Schreck als nächstverwandte zusammen. Bei der Enttäuschung ist blos Schwächung der willkürlichen Innervation, bei dem Kummer außerdem noch Gefäßverengerung, bei dem Schreck außer beiden auch Spannung der organischen Muskeln zu finden. In die nämliche Reihe gehört endlich die Verlegenheit, bei der die Gefäßverengerung und der Spasmus fehlen, dafür aber Incoordination der Bewegungen sich mit der Schwächung der willkürlichen Bewegungen verbindet. Uebrigens verschmäht der Verfasser es nicht, gelegentlich auch psychologische Erklärungen, obgleich er sie principiell ablehnt, aushülfsweise herbeizuziehen. Wenigstens möchte ich es als eine solche auffassen, wenn er gewisse Bewegungen des Zornigen, wie das Ausraufen der eigenen Haare, das Beißen in die Lippe, das blinde Zuschlagen, aus einem »Bedürfniss nach abnorm starken Sinneseindrücken« ableitet, das in der abnorm schwachen Auffassung der Sinne seinen Grund haben soll. Ein »Bedürfniss« ist jedenfalls ein psychologischer Zustand. Dass das Bedürfniss nach Sinneseindrücken die Prügel erklärt, die

1) a. a. O. S. 39 f.

zwei kampflustige Gesellen sich wechselseitig verabfolgen, möchte ich freilich bezweifeln.

Alle Versuche, über den psychischen Thatbestand bei den einzelnen Affecten Rechenschaft zu geben, verwirft Lange als »speculative« Bemühungen. Dass es eine Psychologie gibt, welche nur allzu geneigt ist, der Beschreibung der Thatsachen der innern Erfahrung ihre eigenen Speculationen über dieselben zu substituiren, ist leider nur allzu gewiss. Auch kann zugegeben werden, dass eine sorgfältige Schilderung der Ausdrucksbewegungen, der Einflüsse, unter denen sie zu Stande kommen, und der Wirkungen, die sie auf die Affecte ausüben, erforderlich ist, um ein vollständiges Bild der letzteren zu gewinnen. Aber diese Aufgabe enthebt doch keineswegs der Verpflichtung, zunächst und vor allem das, was die innere Wahrnehmung bietet, genau in seinem Verlauf zu verfolgen. Wer von der letzteren ganz abstrahirt, der verfährt eben nicht minder einseitig als derjenige, der von den physischen Begleiterscheinungen der Affecte meint absehen zu können. Speculativ ist aber eine Beschreibung innerer Wahrnehmungen sicherlich ebenso wenig wie die Beschreibung der Ausdrucksformen der Affecte. Eher wäre ich geneigt, die von Lange construirten hypothetischen Leitungsbahnen der Reflexe vorläufig noch der speculativen Psychophysik zuzurechnen, ohne damit solchen hypothetischen Verbindungen der Erscheinungen ihre Berechtigung bestreiten zu wollen. Ueberhaupt ist das Bemühen, eine sichere Diagnostik der Affecte mittelst ihrer Ausdrucksbewegungen aufzustellen, dankbar anzuerkennen. Aber dass eine solche Diagnostik nicht die ganze Lehre vom Affect in sich schließt, das erhellt für Jeden, der sehen will, hinreichend aus der von Lange auf S. 40 auf Grund seiner Ergebnisse aufgestellten Classification, deren merkwürdigstes Ergebniss, nämlich die intime Verwandtschaft von Freude und Zorn, schon oben erwähnt worden ist.

Mit der Abneigung vor der »speculativen Psychologie«, unter die alle Versuche, den psychischen Thatbestand der Affecte festzustellen, gehören, verbindet sich bei Lange zugleich die Vorstellung, die ganze bisherige, auch die sogenannte »wissenschaftliche Psychologie«, habe bei den Affecten eine unmittelbare Wirkung des Körpers auf die Seele angenommen, weil sie gelegentlich

Ausdrücke gebraucht wie: der Zorn erzeugt heftige Muskelbewegungen, der Schreck wirkt lähmend auf den Körper, u. s. w. Freilich bedient sich Lange ebenfalls dieser Wendungen. Aber bei ihm sollen sie nur abgekürzte, der populären Auffassung sich anpassende Ausdrücke sein, bei den von ihm angegriffenen Psychologen sollen sie die Sache selber bezeichnen¹⁾. Hätte sich der Verfasser die Mühe genommen, die Arbeiten dieser Psychologen näher anzusehen, so würde ihm nicht entgangen sein, dass er dieselben ungefähr mit demselben Rechte anklagen könnte, sie hielten den Zorn, den Kummer, den Schreck für selbständige Wesen, weil der Ausdruck, die Affecte »bewirkten« diese oder jene physischen Veränderungen, möglicher Weise so gedeutet werden kann. Ich habe meinerseits oft genug auseinandergesetzt, dass und warum ich einen »Influxus physicus« im Sinne des cartesianischen Dualismus für unmöglich, und dass ich daher die Vorstellung eines Parallelismus physischer und psychischer Vorgänge für die vom Standpunkt der empirischen Psychologie aus geforderte halte. Lange selbst hält dagegen einen Influxus physicus im umgekehrten Sinne für vollkommen unverfänglich. Dass die psychischen Vorgänge auf den Körper wirken, gilt ihm für ein speculatives Vorurtheil. Aber dass die körperlichen Bewegungen direct psychische Processe erzeugen können, ist ihm eine nicht zu beanstandende und überall durch die Erfahrung bestätigte Annahme. Ich meine dagegen, diese beiden Annahmen sind einander vollkommen gleichwerthig. Wenn keine durch die logisch gültigen Formen der Causalbeziehung herzustellende Brücke vom Psychischen zum Physischen herüberführt, so ist es ebenso wenig möglich, eine solche vom Physischen zum Psychischen hinüberzuschlagen. Darum nahm die cartesianische Theorie vollkommen consequent Bewegungen in beiden Richtungen an: der Körper wirkt nach ihr ebenso auf die Seele wie die Seele auf den Körper. Nun liegt der Grund, weshalb uns diese Theorie heute unhaltbar erscheint, lediglich darin, dass sie eine ursächliche Verbindung zwischen völlig unvergleichbaren Thatsachen voraussetzt. Eine Empfindung kann aus einer Bewegung ebenso wenig abgeleitet werden, wie eine Bewegung aus einer Empfindung. Der

1) a. a. O. S. 48.

neuere physiologische Materialismus hat daher auch die Erbschaft der einen Hälfte des cartesianischen Influxus nur dadurch antreten können, dass er entweder die Existenz der psychischen Thatsachen bestritt oder die Anwendbarkeit der Causalität auf die Verbindung der psychischen Vorgänge unter einander leugnete. Im ersten Fall werden diese zu ungenauen Auffassungen wirklicher Gehirnbewegungen, im zweiten zu Nebenerscheinungen derselben. Dass dieser Standpunkt erkenntnistheoretisch unhaltbar ist, braucht hier nicht noch einmal wiederholt zu werden. Dass er jedem einzelnen psychologischen Problem gegenüber scheidert, dafür liefert die Arbeit Lange's, die auf diesem Standpunkte sich befindet, einen neuen Beleg. Niemand wird sich wohl der Meinung hingeben, der Affect des Kammers sei in seiner psychologischen Natur durch die Feststellung, dass bei ihm die willkürliche Innervation herabgesetzt und die Gefäße dauernd verengert sind, sonderlich aufgeklärt.

Die entscheidende Instanz für die Ableitung der Affecte aus ihren physischen Begleiterscheinungen, insbesondere aus den Veränderungen der Gefäßinnervation liegt nun aber für Lange darin, dass »Gemüthsbewegungen durch viele Ursachen hervorgerufen werden können, die mit Bewegungen der Seele nicht das mindeste zu thun haben, wie sie andererseits ebensogut oft durch rein körperliche Mittel unterdrückt und gedämpft werden können«. In der That, das Beispiel des Alkohols und anderer erregender Stoffe sowie umgekehrt das des Bromkaliums, endlich die Wirkung mancher Nervenkrankheiten auf die Affecte ist ja nicht zu bestreiten. »In Wirklichkeit«, so fasst darum Lange das Resultat dieser Erwägungen zusammen, »besteht der Unterschied zwischen der Wuth des pilzvergifteten Berserkers, des Maniakalischen und dessen, der eine blutige Beleidigung erlitten hat, allein in der Verschiedenheit der Ursachen, und in dem Bewusstsein von den respectiven Ursachen oder dem Mangel des Bewusstseins von einer Ursache«¹⁾. Nun ist es aber doch ein seltsamer Widerspruch, dass in den Fällen, in denen kein Bewusstsein der Ursachen der Wuth existirt, wie beim Berserker, beim Maniakalischen, allein die eigentlichen Ursachen des Affects vorhanden sein sollen. Sind denn die im Bewusstsein vorhandenen Ursachen deshalb, weil sie dies sind, keine wirk-

1) a. a. O. S. 63.

lichen Ursachen? Müsste der Verfasser sie nicht von seinem eigenen Standpunkte aus immerhin auf gleiche Linie mit dem vergiftenden Pilze stellen, da sie, wie er sagt, gleich diesem Veränderungen der Gefäßinnervation herbeiführen können? Ein solcher Ausweg würde freilich in kürzester Linie zum cartesianischen Influxus physicus in der Richtung von der Seele zum Körper zurückführen. Und so muss denn hier wieder der Reflex den Retter in der Noth spielen. Er hat ja diese Rolle in der speculativen Psychologie gewisser Physiologen und Gehirnanatomen schon manchmal gespielt. Eine Beleidigung, auch wenn sie nur in einem zugerufenen Wort besteht, ist ganz gewiss ein äußerer Sinneseindruck; und Sinnesreize machen Reflexe. Warum sollte also auch hier der Reiz nicht reflectorisch die Gefäßinnervation verändern? Dabei stößt man freilich sofort auf die Frage, wie es denn komme, dass andere, sonst ähnliche Reize nicht die nämliche Reflexwirksamkeit ausüben, sondern dass zu dieser eben jene bestimmte Qualität des Reizes erforderlich ist, die wir vorläufig nur nach ihren psychischen Eigenschaften und Wirkungen zu definiren vermögen.

Diese Frage weist uns, wie ich meine, auf den entscheidenden Punkt hin, der für alle Erklärungsversuche maßgebend sein muss. »Affect« ist ein Begriff, der einen bestimmten psychologischen Thatbestand ausdrückt, welcher letztere vor allen Dingen nach seinen unmittelbar in der inneren Wahrnehmung gegebenen Eigenschaften definirt sein muss, ehe man sich daran begibt, über seinen Zusammenhang mit irgend welchen, wenn auch in noch so constanter Verbindung mit ihm vorkommenden körperlichen Vorgängen Rechen-schaft zu geben. Bei der Untersuchung dieses Zusammenhangs wird dann aber wiederum jeder Versuch, die Erklärung durch die Annahme eines directen »Influxus physicus« abzukürzen, in welcher Richtung dieser auch angenommen werde, als ein in Wahrheit gar nichts erklärendes Verfahren zu verwerfen sein. Der Psychologe, der die Ausdrucksbewegungen aus dem Einfluss der Seele ableitet, hat über den eigentlichen Ursprung derselben, welcher nur ein körperlicher sein kann, hinweggetäuscht; und der Physiologe hinwiederum, der die Affecte aus vasomotorischen oder sonstigen Reflexen erklärt, hat damit nicht nur für die Aufhellung der psychologischen Seite des Vorgangs nichts geleistet, sondern er hat auch

für die physische Seite desselben nur eine allgemeine Kategorie physiologischer Prozesse bezeichnet, der muthmaßlich diese Bewegungen subsumirt werden könnten, ohne über das Wie und Warum derselben Rechenschaft zu geben. Mögen wir also immerhin zugestehen, dass die psychischen und die physischen Erscheinungen des Affects vollkommen parallel laufende Vorgänge sind, und dass die einen nicht ohne die anderen vorkommen, so wird schon um deswillen von der psychologischen Betrachtung auszugehen sein, weil der Begriff vermöge seines psychologischen Ursprungs auch nur psychologisch mit Sicherheit abgegrenzt werden kann. Dazu kommt, dass die physiologischen Erscheinungen in diesem Fall nur höchst lückenhaft in gewissen leicht wahrnehmbaren Vorgängen gegeben sind, während wir alle Vorbedingungen und Zwischenglieder dieser sichtbaren Vorgänge hypothetisch ergänzen müssen. Dass übrigens von dem hier eingenommenen Standpunkte aus die physischen Prozesse und insbesondere die Innervationsänderungen und Ausdrucksbewegungen als ebenso unerlässliche Bestandtheile des Affects erscheinen wie auf dem Boden der reinen Reflextheorie, brauche ich wohl kaum noch zu betonen. Wenn Lange sagt: »man nehme die physischen Begleiterscheinungen des Affects hinweg, und der Affect selber verschwindet«¹⁾, so ist das zweifelsohne richtig. Aber wenn er in diesem Satze einen Beweis für seine physiologische Affecttheorie zu sehen meint, so könnte man mit demselben Rechte aus dem doch wahrlich nicht minder richtigen Satze: »man nehme die psychischen Erscheinungen des Affects hinweg, und der Affect selber verschwindet« auf die alleinige Rechtmäßigkeit einer rein psychologischen Theorie zurückschließen wollen.

3. Beschreibende Analyse der Affecte.

Ehe man die Affecte »erklären« will, muss man sie vor allem beschreiben, das heißt, man muss sich darüber Rechenschaft gegeben haben, was denn thatsächlich in uns vorgeht, wenn wir von einem Affecte ergriffen sind. Ich meine sogar, dass hierin die Hauptaufgabe einer psychologischen Untersuchung der Affecte besteht. Denn eine solche Beschreibung wird von selbst dazu führen,

1) a. a. O. S. 53.

dass man die Verbindung des Affects mit anderen inneren Vorgängen, namentlich mit Gefühlen und Vorstellungen, feststellt. In etwas anderem als in einer Nachweisung derartiger Beziehungen kann aber eine psychologische Erklärung überhaupt nicht bestehen.

Bei dem Versuch, eine solche Beschreibung auszuführen, stößt man nun sofort wieder auf die bei jeder psychologischen Definition sich aufdrängende Bemerkung, dass alle hier zu machenden Unterscheidungen, so sehr sie in der Sache selbst begründet sein mögen, doch insofern willkürliche bleiben, als sie immer nur Erzeugnisse unserer abstrahirenden Reflexion über ein an sich selbst in ungetheiltem Zusammenhang gegebenes Mannigfaltiges sind. Hieraus begreift es sich auch, dass selbst rein beschreibende Definitionen psychischer Vorgänge sehr verschieden ausfallen können; wie denn z. B. die Affecte bald einfach als »starke Gefühle«, bald aber auch nach Herbart's Vorgang als »Gefühle, die aus dem Vorstellungsverlauf entspringen«, definiert worden sind. Man kann diese Definitionen unzureichend finden; man kann sie aber kaum als falsch bezeichnen. Jede hat eben vermöge jener Willkür unseres Abstractionsvermögens irgend etwas aus dem Complex von Thatsachen herausgegriffen, die wir bei Zuständen wie Freude, Zorn, Kummer und dergl. in uns finden. Immerhin wird man es als Erforderniss einer brauchbaren Definition auch hier ansehen dürfen, dass sie den Grund der vorausgesetzten Unterscheidung des Begriffes zu reichend motivirt. Gerade dies lassen aber, wie ich meine, die beiden angeführten Bestimmungen vermissen: sie bezeichnen einfach die Affecte als Gefühle, die nur das eine Mal durch ihre Stärke, das andere Mal durch ihre Entstehungsweise von anderen Gefühlen verschieden sein sollen.

Nun macht es der oben berührte Ursprung der Begriffe Gefühl und Affect aus der abstrahirenden Trennung eines in sich ungeschiedenen psychischen Thatbestandes vollkommen erklärlich, dass wir niemals sagen können, in einem gegebenen Moment sei in uns ein absolut affectfreies Gefühl zu finden, oder gar in einem bestimmten Affect sei gar kein Gefühl enthalten. Ein Anlass zu jener Unterscheidung muss freilich in der wechselnden Beschaffenheit der psychischen Zustände gelegen sein. Dieser Anlass wird aber nur darin gesucht werden können, dass bestimmte Bestandtheile

des inneren Geschehens in ihrer relativen Stärke fortwährenden Veränderungen unterworfen sind. In der That nehmen wir in uns Zustände der Lust und Unlust bald bei einem relativ ruhenden Verhalten des Bewusstseins wahr, also ohne dass zugleich erhebliche Veränderungen im Verlauf der Vorstellungen vorkommen; bald beobachten wir, dass mit derartigen Zuständen Hemmungen oder Beschleunigungen des Verlaufs der Vorstellungen verbunden sind: im ersten Fall reden wir vom Vorhandensein eines Gefühls, im zweiten von dem eines Affects. Beide unterscheiden wir als subjective Zustände oder Vorgänge von den Vorstellungen, die auf Objecte bezogen werden. Hierin sind die Motive unserer abstrahirenden Unterscheidung dieser Hauptgruppen psychischer That-sachen klar genug gegeben: zunächst trennen wir von dem ungetheilten Ganzen unserer inneren Wahrnehmungen den auf Objecte bezogenen Theil als Vorstellungen ab; was zurückbleibt unterscheiden wir dann wieder in zwei Arten subjectiver Zustände: in solche, bei denen eine merkliche Rückwirkung auf den Verlauf der objectiven Vorstellungen nicht wahrzunehmen ist, oder bei denen wir zum Behuf der psychologischen Analyse diese Rückwirkung außer Betracht lassen, die Gefühle, und in solche, bei denen eine mehr oder weniger starke Veränderung im Verlauf der Vorstellungen stattfindet, die Affecte. Abstrahiren wir bei einem gegebenen Affect von dieser letzteren Veränderung, so bleibt stets irgend ein Gefühl zurück, und es zeigt sich, dass die wirklich eintretende Bewegung oder Hemmung der Vorstellungen von der Beschaffenheit dieses Gefühls abhängt. Dies ist der Grund, weshalb wir schon vom rein psychologischen Standpunkte aus die Gefühle als die einfacheren, die Affecte als die zusammengesetzteren unter diesen Vorgängen betrachten müssen. In jeden Affect gehen Gefühle als wesentliche Bestandtheile ein, wogegen nicht jedes Gefühl zum Affect führt. Dazu kommt dann noch, dass der Affect mit physiologischen Begleiterscheinungen verbunden ist, die bei dem Gefühl entweder ganz fehlen oder sehr schwach sind, nämlich mit Ausdrucksbewegungen und Einwirkungen auf die Innervation der Gefäße, Drüsen u. s. w. Natürlich bezieht sich aber diese Bemerkung, dass das Gefühl der einfachere, der Affect der zusammengesetztere Vorgang sei, nur auf die unmittelbare Zusammensetzung

der psychischen Thatbestände, nicht auf ihre Entstehungsbedingungen.

Bedienen wir uns des Ausdrucks »Gemüthsvorgänge« als einer Generalbezeichnung für die Gefühle und Affecte sowie für alle sonstigen mit beiden in Zusammenhang stehenden subjectiven, den objectiven Vorstellungen gegenübergestellten Vorgänge, so nimmt demnach das Gefühl in der Reihe dieser Gemüthsprocesse genau die nämliche Stellung ein, wie die Empfindung in der Reihe der Vorstellungsprocesse: es ist das einfache, nicht weiter aufzulösende, eben darum aber auch nicht zu definirende Element aller Gemüthszustände. Ein Unterschied freilich bleibt zwischen Gefühl und Empfindung, der auf wesentlich andere Bedingungen des ersteren hinweist. Die Empfindung ist nicht nur selbst ein einfaches, unzerlegbares Element unseres Bewusstseins, sondern auch ihre Entstehungsbedingungen sind relativ einfache, beruhend auf bestimmten psychophysischen Organisationsverhältnissen, die bei den verschiedenen Empfindungen als wesentlich übereinstimmende erscheinen. Ganz anders das Gefühl. Von dem sinnlichen Gefühl an, welches unter ähnlich einfachen Bedingungen zu stehen scheint wie die Empfindung, bis zu den höheren intellectuellen Gefühlen bietet sich hier eine Stufenreihe höchst mannigfaltiger und immer verwickelter sich gestaltender psychologischer Entstehungsbedingungen. Nichts desto weniger bleibt in allen diesen Fällen das Gefühl an sich selbst ein nicht weiter zu zergliedernder einfacher Vorgang, der jedesmal durch den Vorstellungsinhalt und den gesammten Zustand des Bewusstseins bestimmt und daher in seiner Qualität unendlich mannigfacher Färbungen und Abstufungen fähig ist. Eben wegen dieser Undefinirbarkeit der Gefühle sehen wir uns genöthigt, wo sich uns die Aufgabe bietet irgend ein Gefühl beschreiben zu sollen, statt dessen einerseits auf die psychologischen Entstehungsbedingungen desselben, anderseits auf die Wirkungen hinzuweisen, die es auf die Vorstellungsseite unseres Seelenlebens ausübt. So setzen wir die uns aufgegebene Beschreibung eines ästhetischen, sittlichen, religiösen Gefühls in Reflexionen um, die aus Anlass eines solchen Gefühls in uns angeregt werden. So irreführend es nun ist, wenn man meint, mittelst solcher Reflexionen das Gefühl selbst erklären oder beschreiben zu können, so verfehlen

derartige Zergliederungen eines eigentlich gar nicht zu zergliedernden Seelenzustandes doch insofern ihren Zweck nicht, als wir uns dabei in der That des einzigen Mittels bedienen, um in Andern Gefühle hervorzubringen, ähnlich denen, die wir schildern sollten. Denn dieses Mittel besteht eben in der Erneuerung der Bedingungen, unter denen das Gefühl wirklich entstanden ist. Jenes Verfahren ist also in diesem Sinne dem Hinweis auf das nur aus eigener Erfahrung zu entnehmende vollständig äquivalent. Es ist ganz dasselbe, als wenn wir, statt die Empfindungen Blau oder Roth zu beschreiben, angeben, an welchen Naturobjecten diese Farben zu finden sind. Der Unterschied der Gefühle und der Empfindungen liegt auch hier wiederum nur darin, dass wir bei den letzteren stets auf die Beschreibung der physischen Entstehungsbedingungen angewiesen sind, während bei den ersteren dies nur für die sinnlichen Gefühle ausreicht, wogegen bei allen andern Gefühlen mehr oder minder zusammengesetzte psychologische Bedingungen herbeigezogen werden müssen. Aus diesem Grunde werden diese höheren wohl auch »zusammengesetzte« Gefühle genannt, ein Ausdruck, der im wörtlichen Sinne genommen unrichtig ist; denn nicht die Gefühle selbst, sondern die sonstigen Bewusstseinsvorgänge, an die sie gebunden sind und von denen sie abhängen, sind in diesem Fall das Zusammengesetzte.

Gegenüber dieser Untheilbarkeit und Einfachheit des Gefühls ist nun jeder, auch der einfachste Affect zusammengesetzt. Er besteht mindestens aus einem Gefühl und einer daran geknüpften Veränderung im Vorstellungsverlauf. Ein derartig einfacher Affect, wahrscheinlich der einfachste den es überhaupt gibt, ist der Affect der Ueberraschung. Er besteht aus einem undefinirbaren, übrigens allbekanntem Gefühl, das den überraschenden Eindruck begleitet, und aus einer plötzlichen Verdrängung der sonst vorhandenen Vorstellungen durch jenen Eindruck. An die letztere Wirkung schließt sich dann aber sofort ein weiteres Gefühl an, welches sich mit dem zuerst vorhandenen verbindet. Nach dem nämlichen Schema verlaufen alle Affecte. An jedem lassen sich drei Bestandtheile unterscheiden: ein primäres Gefühl, eine an dieses Gefühl sich anschließende Veränderung im Vorstellungsverlauf, und endlich ein auf diese folgendes secundäres Gefühl. Die Veränderung im

Vorstellungsverlauf kann entweder in einer Hemmung oder in einer Beschleunigung desselben oder in einer Aufeinanderfolge beider Wirkungen, zuerst der hemmenden und dann der erregenden, oder selbst in einem mehrmaligen Wechsel zwischen beiden bestehen. Der Affect ist demnach, wenn wir den Begriff des Gemüths in dem früher definirten Sinne festhalten, kein reiner Gemüthsvorgang, sondern es ist an ihm die Vorstellungsseite des Seelenlebens nicht minder betheilig. Um so mehr offenbart sich hierin die innige Beziehung, in welcher beide Seiten zu einander stehen. Denn aus der Rückwirkung des primären Gefühls auf den Vorstellungsverlauf entspringen ja hinwiederum die secundären Gefühlswirkungen, die bei vielen Affecten, wie z. B. beim Zorn, bei der Freude, beim Kummer, die hervortretendsten Gefühlsbestandtheile zu sein pflegen.

4. Die Ausdrucksbewegungen und die vasomotorischen Theilerscheinungen der Affecte.

Wie die einem Gefühle folgende Veränderung des Vorstellungsverlaufs das entscheidende psychologische Merkmal, so sind die Ausdrucksbewegungen und die sichtbaren Veränderungen der Gefäßinnervation die physiologischen Merkmale der Affecte. Für den descriptiven Standpunkt sind sie lediglich Theilerscheinungen derselben und als solche den subjectiven Merkmalen weder über- noch untergeordnet, insofern aber allerdings von anderer Bedeutung, als sie uns das Vorhandensein von Affecten erst verrathen, weil diese uns aus der inneren Wahrnehmung bekannt sind, während aus der objectiven Wahrnehmung allein niemals ein solcher Hinweis zu entnehmen wäre. Nachdem sie sich jedoch durch ihre regelmäßige Coexistenz einmal als constante Kennzeichen bewährt haben, bedienen wir uns ihrer in der objectiven Wahrnehmung ebenso zur Begrenzung von Gefühl und Affect wie in der subjectiven der eintretenden Veränderungen des Vorstellungsverlaufs. Wo keine merklichen Abweichungen in der Herz- und Gefäßinnervation sowie in den Bewegungen der pantomimischen und mimischen Muskeln von ihrer bei der Gleichgewichtslage des Gemüths vorhandenen indifferenten Functionsweise zu bemerken sind, da vermuthen wir auch die Abwesenheit von Affecten, ohne dagegen mit Sicherheit auf den Mangel von Gefühlen schließen zu können. Dass dieses äußere Merkmal übrigens unsicherer ist als das innere, kann nicht

Wunder nehmen, da eben der Affect zunächst ein psychologischer Begriff ist, also die für den letzteren gültigen Kriterien vorhanden sein können, ohne dass die mit ihnen in der Regel verbundenen objectiven Erscheinungen deutlich nachweisbar sind. Dass die entsprechenden physiologischen Veränderungen, namentlich in der Herz- und Gefäßinnervation, trotzdem niemals ganz fehlen, scheint, namentlich nach den bemerkenswerthen Versuchen von Mosso¹⁾, im höchsten Grade wahrscheinlich, und es ist daher zu vermuthen, dass, falls wir uns, statt der gewöhnlichen rohen Wahrnehmung, überall der von diesem Beobachter angewandten Untersuchungsmethoden bedienen, niemals gewisse physiologische Begleiterscheinungen der Affecte vermisst würden.

An diese letzteren ist nun aber weiterhin noch eine andere regelmäßige Erscheinung gebunden, die zwar sicherlich dann in ein ungehörliches Licht gerückt wird, wenn man die ganze Psychologie der Affecte auf sie gründen will, die aber immerhin einen nicht zu vernachlässigenden Bestandtheil derselben bildet. Wie nämlich die aus irgend welchen psychischen Bedingungen entstandenen Affecte von Ausdrucksbewegungen und Innervationsstörungen im Herz- und Gefäßsystem begleitet sind, so sind mit diesen Bewegungen und Innervationsänderungen hinwiederum sinnliche Gefühle verknüpft, an die sich Störungen im Vorstellungsverlauf, also Affecte, anschließen. Nun versteht es sich von selbst, dass diese secundär entstandenen Affecte untrennbar mit den primären verschmelzen, dieselben verstärken und überhaupt den gesammten Charakter des ganzen Affects mitbestimmen. Auf diese Weise sind die physiologischen Begleiterscheinungen der Affecte nicht bloß objective Merkmale derselben, sondern es sind auch an sie selbst wieder neue psychische Componenten der Affecte gebunden. Ja die so hergestellte Verbindung kann noch um ein Glied weiter reichen, und vielleicht geschieht dies in der Regel. Jene sinnlichen Gefühle und Affecte, welche die Ausdrucksbewegung begleiten, sind ihrerseits wieder durch Association verknüpft mit den Affecten von verwandter Gefühlsfärbung, die aus psychischen Anlässen entstanden waren. So kommt es, dass der Affect in ungleich höherem Grade

1) Mosso, Die Furcht. Deutsch von Finger. Leipzig 1889.

als das Gefühl die Eigenschaft besitzt, sich selber zu steigern, und dass ebensowohl die heftigsten physischen Wirkungen bei einem psychischen Ausgangspunkt, wie umgekehrt die heftigsten seelischen Erscheinungen bei einem rein physischen Ursprung desselben vorhanden sein können.

5. Zur Theorie der Gefühle.

Wir haben uns bis dahin lediglich auf den beschreibenden Standpunkt gestellt. Von diesem aus musste das Gefühl als ein undefinirbarer, weil einfacher psychischer Vorgang bezeichnet werden, während der Affect in Gefühle, Vorstellungsbewegungen und äußere physische Veränderungen, mit denen dann wieder psychische Vorgänge verbunden sind, zerlegt werden konnte. Aber das wissenschaftliche Einheitsbedürfniss gibt sich mit einer solchen Beschreibung nicht zufrieden: es wünscht den Grund zu erfahren, warum das Gefühl oder das, was wir vermöge unserer willkürlichen Analyse und Abstraction der inneren Wahrnehmungen nun einmal so nennen, ein einfacher, unzerlegbarer Zustand ist, wie einfach oder zusammengesetzt auch der Vorstellungsinhalt des Bewusstseins sein möge, mit dem es sich verbindet; und es will wissen, warum im Affect in der beschriebenen Weise Gefühle Vorstellungsbewegungen und die letzteren wiederum Gefühle hervorbringen, und warum sich endlich mit diesen innerlich wahrzunehmenden Vorgängen auch noch bestimmte physische Aeüßerungen verbinden, die bei jedem Affect von charakteristischer Beschaffenheit sind, und die schließlich ihrerseits secundäre Affecte mit sich führen.

Ich habe anderwärts eingehend erörtert, dass die Qualität des Gefühls ebensowohl von dem augenblicklichen Zustand des Bewusstseins wie von der ganzen Vergangenheit desselben bestimmt ist, dass also der actuelle Zusammenhang unseres gesammten psychischen Lebens in ihm einen nicht zu verkennenden Ausdruck findet¹⁾. Diese rückwärts reichende Beziehung erstreckt sich von den sinnlichen Gefühlen bis zu den höchsten intellectuellen Gefühlsformen, dergestalt dass der Einfluss der früheren Erwerbungen des seelischen Lebens in steigender Progression zunimmt. Während

1) *Physiol. Psychol.*³ I, S. 527 ff.

wir daher bei dem sinnlichen Gefühl noch von einem »Gefühlston der Empfindungen« reden können, weil das Gefühl hier in annähernd unveränderlicher Weise an die Beschaffenheit des unmittelbaren Eindrucks geknüpft ist, tritt der letztere bei den höheren sittlichen und ästhetischen Gefühlen so sehr zurück, dass er nur Bedeutung gewinnt durch die seelischen Erregungen, die er vermöge der specifischen Anlage und Ausbildung des Bewusstseins auszulösen vermag. Es gibt nur eine Grundfunction des Bewusstseins, welcher gegenüber dem gesammten Vorstellungsleben der Seele die nämliche Bedeutung einer durch die bisherigen Entwicklungen bestimmten resultirenden Kraft zukommt: die Apperception. Da sie zugleich sowohl in der Richtung, die sie nimmt, wie in den Effecten, die sie am Vorstellungsinhalte hervorbringt, in innigem Connex mit den jeweils vorhandenen Gefühlen steht, so glaube ich das Gefühl selbst als die »Reactionsweise der Apperception auf den Vorstellungsinhalt des Bewusstseins« auffassen zu können. Natürlich aber muss bei diesem Ausdruck wiederum beherzigt werden, dass er Begriffe in Verbindung bringt, die zuvor durch Analyse aus einem und demselben einheitlichen Thatbestande gelöst worden waren. Die Apperception selbst ist nichts, was den Effecten, die sie am Vorstellungsinhalte erzeugt, und den Begleiterscheinungen, die sie im Gebiet des Gefühls hat, als etwas besonderes, realiter zu trennendes gegenüberstünde. Vielmehr besteht sie selbst nur aus diesen Begleiterscheinungen und Wirkungen. Der Begriff der Apperception hat sich gebildet aus Anlass bestimmter Aenderungen am Vorstellungsinhalte, für die weder in diesem selbst noch in den äußeren Sinnesreizen, sondern allein in der gesammten zurückliegenden Entwicklung des Bewusstseins ein zureichender Grund zu finden ist. Mit diesen Veränderungen am Vorstellungsinhalt, die durch die Gleichförmigkeit und Stetigkeit, mit der sie sich vollziehen, die Zusammenfassung in einen Begriff angeregt haben, verbinden sich nun aber weitere Bewusstseinsvorgänge, die durch ihre actuelle Wirkung vielleicht mehr noch als jener die Grundlage des Begriffs bildende Endeffect zur Unterscheidung der Apperception von anderen Vorgängen beigetragen, ihr den Charakter eines selbständigen Bewusstseinsinhaltes gegeben haben, was sie an sich und abgesehen von jenen Begleiterschei-

nungen durchaus nicht ist. Dahin gehören zunächst gewisse Muskelempfindungen, welche die sogenannte Spannungsempfindung der Apperception zusammensetzen. Sie können wohl am ehesten ganz fehlen. Obgleich sie demnach einen zuverlässigen diagnostischen Werth nur in gewissen Fällen, nämlich bei der Steigerung der Apperception zur gespannten Aufmerksamkeit besitzen, indem sie in diesem Fall ein Empfindungsmaß für den Grad der Aufmerksamkeit abgeben, so haben sie doch deshalb eine große Bedeutung, weil sie sich mehr als die andern Elemente, wenigstens in der Abstraction, isolirt denken lassen. Auch liegt in der letzterwähnten Eigenschaft der Grund, dass man in ihnen gelegentlich den Apperceptions- oder inneren Willensvorgang selbst hat sehen wollen. Eine zweite Begleiterscheinung sind sodann die Gefühle. Sie sind sicherlich viel inniger an den Apperceptionsact als solchen gebunden; denn während die erwähnten Muskelempfindungen nicht nur fehlen, sondern auch auf anderem Wege zu Stande kommen können, z. B. bei äußerer Reizung der betreffenden Muskeln, sind die Gefühle durchaus an Apperceptionsacte geknüpft. Man würde also wohl berechtigt sein, sie von vornherein als integrirende Bestandtheile der Apperception selbst anzusehen. Nur der Umstand, dass sie wegen der verwickelten Verhältnisse ihres Ursprungs große Verschiedenheiten darbieten können, indess die Wirkung der Apperception auf den Vorstellungsinhalt die nämliche bleibt, rechtfertigt die Trennung. Die innige Beziehung, in welcher das Gefühl zur Apperception steht, lässt übrigens auf die oben berührte Einfachheit der Gefühle, so zusammengesetzt die Bedingungen sein mögen, aus denen sie entstanden sind, ein neues Licht fallen. In dem einzelnen Apperceptionsact wird eben der ganze bisherige Inhalt des Seelenlebens als eine Art einheitlicher Totalkraft wirksam.

6. Zur Theorie der Affecte und Ausdrucksbewegungen.

Suchen wir nun von dieser Auffassung des Gefühls aus der Deutung der Affecte näher zu treten, so ist hier erstens maßgebend, dass jeder Affect von einem Gefühl ausgeht, und zweitens, dass der Affect immer zugleich eine Vorstellungsbewegung in sich schließt, welche letztere dann weiterhin secundäre Gefühle, unter Umständen mit neuen Vorstellungsbewegungen, im Gefolge hat, u. s. f.

Ist nun das primäre Gefühl eine die Apperception begleitende Reaction des Gesamtbewusstseins, ja eigentlich selbst nur derjenige Bestandtheil der Apperception, in welchem die Gesamterregung der Seele ihrer Richtung, Qualität und Größe nach zum Ausdruck gelangt, so wird auch die nachfolgende Vorstellungsbewegung als eine unmittelbare Folgewirkung der Apperception selbst anzusehen sein. Wenn jede Apperception eine aus unzähligen Bewusstseins-elementen verschiedener Zeitordnung zusammengesetzte Totalkraft ist, so wird eine gegebene Apperception um so mehr auf die ihr nächstfolgenden bestimmend einwirken, je intensiver an ihr selbst der aus Vergangenheit und Gegenwart resultirende Gesamtzustand des Bewusstseins betheiligte war. In der That bestätigt sich dies an den mannigfachsten Erscheinungen, die dem Gebiet des Affects im engeren Sinne nicht angehören oder doch nur in dasselbe gelegentlich herüberreichen, wie dem Interesse, der dauernden Aufmerksamkeit. Der Affect ist lediglich diejenige Form dieser Nachwirkungen intensiver Apperception, bei welcher durch die Beschaffenheit des appercipirten Gegenstandes oder durch die Art seiner Einwirkung eine heftige Gefühlserregung stattfindet; darum Affecte regelmäßig an Apperceptionen von starker Gefühlsfärbung sich anschließen. Die Wirkung auf den Vorstellungsverlauf besteht dann aber darin, dass die nachfolgenden Apperceptionen in so überwiegender Weise von dieser ersten bestimmt sind, dass von den übrigen latenten Energien der Seele nur diejenigen zur Geltung gelangen, die abermals mit ihr in unmittelbarer Beziehung stehen. So wird bei der Ueberraschung die Apperception derart auf dem überraschenden Object festgehalten, dass dadurch eine Hemmung des ganzen Vorstellungsverlaufes zu Stande kommt. Bei dem Zorn werden umgekehrt neue und neue Vorstellungen appercipirt, die aber sämmtlich von der zuerst die Zornenerregung auslösenden her bestimmt sind u. s. w.

Die Antwort auf die Frage, wie es denn komme, dass der Affect mit äußeren Bewegungen sich verbindet, welche in deutlich erkennbarer Beziehung zur Qualität und Stärke desselben stehen, ist nun durch dieses Verhältniss zur Apperception nahe gelegt. Fasst man die Apperception als eine innere Willenshandlung auf, so werden damit von selbst diejenigen Affecthandlungen, die in einer

Zweckbeziehung zu dem Gegenstand des Affects stehen, als die entsprechenden äußeren Willenshandlungen charakterisirt. Natürlich aber werden sie in der Regel nur einfache Willenshandlungen oder Triebhandlungen sein, da der Affect zumeist die Ueberlegung ausschließt. Nichtsdestoweniger geht hier, wie in andern Fällen, zuweilen die Trieb- in eine Willkürhandlung über. Können doch bekanntlich im Affect Handlungen ausgeführt werden, bei denen eine Wahl zwischen Motiven und Zwecken nicht ganz ausgeschlossen ist. Daneben endlich behalten die Affectvorstellungen ihren Charakter als Sinnesreize; sie können als solche Reflexe im allgemeinen motorischen wie insbesondere im vasomotorischen Nervengebiet nach sich ziehen, und sie werden in diesem Effect durch die Ausdrucksbewegungen verstärkt, die abermals als reflectorische Reize wirken können. So sind also alle überhaupt vorkommenden Typen äußerer Bewegung unter den Affectbewegungen vertreten, und auch an den für die Mechanisirung gewisser Handlungen so bedeutsamen Uebergangsformen fehlt es nicht, da einzelne Ausdrucksbewegungen zuerst wahrscheinlich Triebhandlungen gewesen sind, dann aber im Laufe der individuellen oder selbst der generellen Entwicklung sich zu Reflexen verdichtet haben. Hierher gehören wohl die Bewegungen des Ueberraschten, des Erschreckten, aber auch manche Geberden des Zornigen, Bekümmerten. Da diese in Reflexe übergegangenen Triebhandlungen äußerlich von den letzteren gar nicht zu unterscheiden sind, so ist natürlich die Grenze zwischen beiden im einzelnen Fall in der objectiven Beobachtung nicht sicher festzustellen. Nur die subjective Wahrnehmung kann hier entscheiden, ob eine bestimmte Bewegung mit Bewusstsein und unter dem unmittelbaren Antrieb bestimmter Vorstellungen geschieht oder nicht.

Hiernach fällt das Problem der Ausdrucksbewegungen mit der Aufgabe, diese verschiedenen Arten thierischer Bewegungen überhaupt zu erklären, zusammen. Für eine solche Erklärung bleibt aber hier wie überall der Satz maßgebend, dass jede Vorstellung nicht bloß ein psychischer Process, sondern auch nach ihrer physischen Seite ein Erregungsvorgang in irgend welchen Sinnescentren des Gehirns ist, von denen aus nun wieder motorische Centren entweder ohne jede Betheiligung des Bewusstseins oder aber mit

deutlich vorhandener Bewegungsvorstellung und Rückbeziehung derselben auf den vorhandenen Bewusstseinszustand erregt werden können. Im ersten Fall nennen wir die Bewegung einen Reflex, im zweiten bezeichnen wir sie als eine Trieb- oder Willenshandlung. Nun ist es selbstverständlich, dass eine Bewegung als physischer Vorgang immer nur wieder aus einem physischen Vorgang, also z. B. aus einer vorangegangenen sensorischen Erregung erklärt werden kann, und dass es nach den allgemeinen Principien der Naturcausalität keine Bewegung gibt, für die nicht eine solche Erklärung postuliert werden müsste. Auch das ist aber begreiflich, dass überall, wo sensorische Erregungen in eine Kette physiologischer Vorgänge übergehen, die schließlich mit einer Wirkung auf Muskelapparate endigen, das Schema des Reflexes verwendbar ist, sobald man nur auf Anfangs- und Endglied der Reihe, nicht auf die zwischenliegenden Vorgänge Rücksicht nimmt. Dennoch hat es seinen guten, auch für die physiologische Seite der Sache nicht zu unterschätzenden Grund, wenn die Psychologie den Begriff des Reflexes nur da angewandt wissen will, wo der Erregungsvorgang vom sensorischen auf das motorische Gebiet ohne gleichzeitig begleitende Bewusstseinsvorgänge überspringt. Nicht bloß deshalb empfiehlt sich diese Scheidung, weil eben nur im letzteren Fall der ganze Vorgang zwei Seiten darbietet, eine physiologische und eine psychologische, sondern vornehmlich deshalb, weil nur bei den eigentlichen Reflexen die Zuordnung einer bestimmten Bewegung zu einer bestimmten sensorischen Erregung eine regelmäßige, aus der Richtung der nächsten Verbindungswege in den Reflexcentren und aus den Gesetzen der Ausbreitung der Erregung bei wachsender Stärke des Reizes mit mechanischer Sicherheit abzuleitende ist. Sobald dagegen der Vorgang zugleich als ein psychischer sich abspielt, wird der motorische Enderfolg einer sensorischen Erregung im allgemeinen unberechenbar, und er wird es um so mehr, je verwickelter die Willenshandlung ist, so dass in dieser Beziehung von den Reflexen physiologisch noch nahe stehenden Triebhandlungen zu den höheren Willenshandlungen eine überaus reiche Stufenfolge sich darbietet. Gewiss ist es naturwissenschaftlich unzulässig anzunehmen, dass in diesen Fällen die kontinuierliche Reihe physisch vermittelter Uebergangsglieder zwischen

dem Anfangs- und dem Endglied völlig fehle, oder dass sie irgendwo unterbrochen sei, um an einem späteren Punkte wieder einzusetzen. Von der allgemeinen Forderung der Existenz solcher Uebergänge zu ihrer wirklichen Nachweisung führt freilich ein Weg von unendlicher Ausdehnung. Doch hiervon abgesehen erscheint es selbst vom physiologischen Standpunkte aus nothwendig, die Willensreactionen von den Reflexen zu trennen. Die mechanische Gesetzmäßigkeit, der wir die letzteren unterworfen sehen, und die mit einer gewissen Sicherheit den Enderfolg eines Reizes vorauszuberechnen gestattet, rührt doch nur daher, dass auf dem Weg vom sensibeln Nerven durch das Reflexcentrum nach dem motorischen Apparat keine Zwischenvorgänge sich einschieben, welche den Effect wesentlich alteriren können. Wenn diejenige Theorie, welche die Willenshandlungen als »Hirnreflexe« definirt, damit zugleich die Vorstellung zu verbinden pflegt, dass sich der ganze Unterschied von den gewöhnlichen Reflexen auf eine größere Länge und Ausbreitung der Reflexbahn und, was damit zusammenhänge, auf eine längere Zwischenzeit zwischen Reiz und motorischem Erfolg reduciren, so fasst dieselbe, wie ich meine, auch die physiologische Seite dieser Vorgänge falsch auf. Denn nehmen wir selbst den relativ einfachsten und für die Analogie mit eigentlichen Reflexen günstigsten Fall, wo ein äußerer Sinnesindruck schließlich eine Willenshandlung auslöst, so gewinnt diese den Charakter einer solchen auch physiologisch erst dadurch, dass diese Auslösung keineswegs unmittelbar geschieht, sondern dass zunächst andere sensorische Erregungen ausgelöst werden, deren Zustandekommen auf der sich jeder Berechnung entziehenden bisherigen generellen und individuellen Entwicklungsgeschichte des Gehirns beruht, worauf dann erst von irgend einer dieser indirect entstandenen Erregungen aus der motorische Enderfolg zu Stande kommt. So begreift es sich denn auch, dass unter Umständen die äußere Sinneserregung ganz fehlt, indem nach einer Reihe innerer sensorischer Erregungsprocesse der motorische Erfolg zu Tage treten kann. Man sieht hieraus, dass nicht nur die Subsumtion der Willenshandlungen unter den Begriff des Reflexes in der Sache verfehlt ist, weil sie Dinge in Analogie bringt, die rein physiologisch betrachtet in wesentlichen Merkmalen verschieden sind,

sondern dass auch nur eine Vernachlässigung der wirklichen Forderungen, die an eine physiologische Theorie zu stellen sind, in dieser Weise über die mangelnde Kenntniss der Dinge durch ein bloßes Wort hinwegtäuschen kann.

Halten wir an dem in allen empirischen Untersuchungen der Physiologie sowohl wie der Psychologie bewährten logischen Grundsätze fest, dass immer nur Erscheinungen gleicher Gattung in eine causale Verbindung gebracht werden können, so ist damit von selbst die Forderung gestellt, dass die äußeren Willenshandlungen ebenso gut wie die Reflexe als physische Vorgänge nur aus vorausgegangenen anderen physischen Vorgängen abzuleiten sind. Ueber die nähere Beschaffenheit dieser Vorgänge wissen wir aber aus der rein physiologischen Untersuchung so gut wie gar nichts. Alle unsere Muthmaßungen stützen sich hier auf die Beobachtung der parallel laufenden psychischen Prozesse. Indem wir voraussetzen, dass jedem der letzteren ein physischer Vorgang entspreche, wandeln sich die Vorstellungsreihen, die einer complexen Willenshandlung vorausgegangen sind, eben in Erregungsvorgänge sensorischer Hirncentren um, die, wie wir annehmen, physisch gesetzmäßig unter einander verbunden sind, weil, wie uns die innere Wahrnehmung lehrt, die entsprechenden psychischen Vorgänge gesetzmäßig verbunden sind. Alles was wir über die physiologische Verkettung der Willenshandlungen wissen, wissen wir also aus der psychologischen Erfahrung, zu der als unterstützendes Moment nur das in einzelnen elementaren Fällen sicher constatirte und für alle andern mit der größten Wahrscheinlichkeit zu erschließende Parallelgehen psychischer und physischer Prozesse hinzutritt. Unter diesen Umständen ist es aber begreiflich, wenn der auf psychischer Seite in bestimmten Gefühls- und Vorstellungsverbindungen verhältnissmäßig klar vorliegende Zusammenhang bei irgend verwickelteren Vorgängen für die physiologische Seite derselben in die ganz unbestimmte Forderung sich verwandelt, dass auch hier ein solcher Zusammenhang nicht fehlen werde. So vermögen wir beispielsweise eine complexe Willenshandlung psychologisch einigermaßen zu verstehen, indem wir nicht bloß die unmittelbar gegenwärtigen Zustände und Vorgänge des Bewusstseins, sondern auch die ganze Vergangenheit des letzteren mit in Rechnung ziehen. Dabei löst

sich aber diese Vergangenheit in eine Unzahl besonderer Factoren auf, die wir in jedem einzelnen Fall nur höchst unvollständig überblicken, daher wir auch nie sicher voraussagen können, wie ein bestimmter Mensch in einem bestimmten Fall handeln werde. Immerhin, psychologisch motiviren lässt sich eine Willenshandlung stets, so vollständig oder unvollständig dies auch geschehen möge. Auf physiologischer Seite dagegen steht dieser Motivirung nur der ganz allgemeine und unbestimmte Hinweis auf die im Gehirn angelegten Dispositionen gegenüber. Was soll man angesichts dieser thatsächlichen Verhältnisse zu der Meinung eines Psychophysikers sagen, dem solche psychologische Entwicklungen von Handlungen aus ihren Motiven als transcendente oder metaphysische Theorien erscheinen, während er in der Berufung auf eine imaginäre Hirnmechanik, die selbst erst auf Grund jener psychologisch gegebenen Zusammenhänge vorausgesetzt wird, das wahrhaft empirische Verfahren erblickt? Die schlimmste Metaphysik ist bekanntlich die, die man treibt, ohne es selber zu wissen; sie macht unfähig, empirische Thatsachen aufzufassen, ohne sie sofort mit den Producten einer unreifen Metaphysik zu vermengen.

Aus allem dem erklärt es sich nun wohl auch, dass wir darauf verzichten müssen, alle einzelnen Bewegungen, die bei den Affecten des Kammers, des Zorns, der Freude u. s. w. in die Erscheinung treten, aus ihren physiologischen Vorbedingungen abzuleiten. Wir müssten dazu ja eine physiologische Kenntniss der Gehirnprocesse besitzen, welche der psychologischen Kenntniss der Vorstellungen und Gefühle, die den einzelnen Affect zusammensetzen, mindestens gleichwerthig wäre. In Wahrheit aber besteht alles, was sich bis heute über den diesen Vorstellungen entsprechenden Zusammenhang der Gehirnvorgänge aussagen lässt, aus Hypothesen, die nichts als die uns wirklich bekannten psychischen Vorgänge zu ihrer Grundlage haben. Gewiss thut man gut, der Zukunft nicht vorzugreifen. Wer möchte leugnen, dass einmal eine Zeit kommen wird, wo unsere Kenntniss der Hirnmechanik weit vollständiger ist als heute? Gleichwohl lässt sich mit gutem Grund behaupten, dass auch dann die Ableitung jedes einzelnen Erregungsvorganges in diesem Organ, oder, was damit sachlich zusammentrifft, die Voraussage jeder einzelnen Bewegung, die sich in irgend einem bestimmten

zukünftigen Zeitmoment in einem individuellen Centralorgan ereignen soll, ebenso gut wie heute ein Ding der Unmöglichkeit sein wird. Wer sich in Zukunftsphantasien über eine solche dereinst einmal alles erklärende Hirnmechanik ergeht, der übersieht, dass unser Erkennen nicht bloß da eine nothwendige Grenze findet, wo es sich anheischig macht, concrete Ereignisse vorauszubestimmen, die durch unendliche zeitliche oder räumliche Entfernungen von uns getrennt sind, sondern dass die nämliche Unmöglichkeit da vorliegt, wo ein gegebenes Problem in eine unendliche Causalreihe ausmündet. In allen diesen Fällen wird jene relative Unmöglichkeit, die Zukunft vorauszusagen, die selbst in dem Umkreis der einfachsten physikalischen Vorgänge in Folge der Existenz »unvorhergesehener Umstände« d. h. wegen des schließlichen Zusammenhangs jedes Ereignisses mit dem unendlichen Causalnexus besteht, zu einer absoluten: die Elemente, aus denen sich etwas ableiten lässt für das zukünftige Geschehen, sind an Zahl verschwindend klein im Verhältniss zu denen, welche sich unserer Nachweisung entziehen, und sie müssen es bleiben, weil das Verhältniss einer endlichen zu einer unendlichen Größe nie ein anderes wird, auch wenn der absolute Werth der endlichen um noch so viel zunehmen mag. Alle verwickelten organischen Bildungen führen so auf eine unendliche Reihe zurück. Sie haben eine unabsehbare Entwicklungsgeschichte hinter sich, deren Anfänge sich unserer Nachweisung entziehen, und welche fortan, auch noch während des individuellen Lebens, unter zahllosen unberechenbaren Einflüssen steht. Mag es sich also dabei immerhin nicht sowohl um eine infinite als um eine indefinite Unendlichkeit handeln, für unser thatsächliches Erkennen macht dies keinen Unterschied. Die Anfänge aller solcher Entwicklungen verhüllen sich uns in Hypothesen, die sich vorsichtig auf die allgemeinen Umrisse des Geschehens beschränken, von der Rücksichtnahme auf die einzelnen Erscheinungen aber absehen müssen. Die causale Erklärbarkeit der physischen Vorgänge verwandelt sich hier überall in ein Postulat unseres logischen Denkens, dem sofort die Warnung mit auf den Weg zu geben ist, dass es stets Postulat bleibt und höchstens in dem Umkreis beschränkter Verbindungen der Erfüllung zugänglich ist. Der einzige Weg, uns über das Zustandekommen

der physischen Ausdrucksbewegungen Rechenschaft zu geben, wird also auch für die Zukunft darin bestehen, dass wir zunächst den affecterregenden Vorstellungen parallel laufende Erregungen sensorischer Centren voraussetzen, von welchen Rückwirkungen auf motorische Gebiete ausgehen, wobei aber diese Rückwirkungen nur zum Theil nach dem Schema der einfachen Reflexe erfolgen, zum Theil dagegen, wie alle Willenshandlungen, von einer unbestimmt großen Zahl von Miterregungen abhängen, die nach den functionellen Anlagen des Organs in unabsehbarer Weise wechseln.

III. Affect, Trieb und Wille.

1. Streben und Begehren als complexe Willenszustände.

Wir bezeichnen ein in uns vorhandenes Wollen als ein Begehren, ein Streben oder Widerstreben, wenn wir zugleich irgend welcher Widerstände inne werden, die den Uebergang des Wollens in die Willenshandlung entweder vorläufig oder dauernd verhindern. Ist diese Hemmung vorübergehend, so betrachten wir das Begehren als einen die Willenshandlung vorbereitenden, ist sie dauernd, so betrachten wir es als einen für sich bestehenden Zustand. Suchen wir den allen diesen Reflexionsbegriffen zu Grunde liegenden psychischen Thatbestand selbst in seiner unmittelbaren Wirklichkeit uns zu vergegenwärtigen, so ist es klar, dass alles Streben und Widerstreben auf das Wollen als das Ursprünglichere zurückweist, und dass nicht das Begehren sondern das Wollen der fundamentalere Vorgang ist, weil von einem bloßen Begehren immer nur dann die Rede sein kann, wenn Hemmungen vorhanden sind, welche die Willensäußerung aufheben, bevor sie zum Vollzug gelangt.

Derartige Willenshemmungen können wieder innere oder äußere sein. Die ersteren bestehen in entgegengesetzten Willensrichtungen. Sind diese groß genug, um zwar den Uebergang des Wollens in die Willenshandlung, nicht aber das Wollen selbst zu unterdrücken, so bleibt dieses als ein bloßes Begehren zurück; und falls das Wollen die ihm entgegenstehenden Willensrichtungen überwindet, so erscheint jenes Begehren als ein die Willenshandlung

vorbereitender Vorgang. Die äußeren Willenshemmungen dagegen bestehen in allen denjenigen objectiven [Bedingungen, welche den gewollten Effect entweder verzögern oder ganz unmöglich machen. Auf die Selbstauffassung des Willens wirken diese Bedingungen dadurch ein, dass sie sich in bestimmten Vorstellungen reflectiren, die nun in Folge der Rückbeziehung auf die vorhandene Willensrichtung eine besonders intensive Gefühlsfärbung annehmen. Auf diese Weise verbindet sich mit der verzögernden Wirkung solcher objectiver Hemmungen das Gefühl der Willensanstrengung. Ist aber die Vorstellung vorhanden, dass die objectiven Hemmungen einen Willenseffect, sei es nur für den gegenwärtigen Augenblick, sei es überhaupt unmöglich machen, so wird das Begehren zum bloßen Wunsch. Hier macht nun zugleich die Gebundenheit des letzteren Zustandes an die mehr oder minder deutliche Vorstellung der entgegenstehenden Willenshindernisse die intellectuelle Färbung des Begriffs verständlich. Denn so lange jene Vorstellung nicht entwickelt ist, kann das an den Wunsch gebundene Gefühl des Verzichts auf ein actuelles Handeln nicht aufkommen. Daher auch der Process eines nicht zur Willenshandlung gelangenden Wollens nicht selten in einem bloßen Wunsche ausklingt, ähnlich wie er mit einem mehr oder minder intensiven Begehren begonnen hatte.

Aus allem diesem ergibt sich klar, dass nicht das Begehren und Wünschen, sondern das Wollen der einfachere seelische Vorgang ist, und dass jene als für sich bestehende Prozesse überall erst auf Grund zusammengesetzterer Bedingungen zu Stande kommen, die aber ein Wollen stets als elementaren Factor in sich schließen. Der Grund der geläufigen Anschauung, welche diese Verhältnisse irriger Weise umkehrt, liegt offenbar darin, dass man sich auf eine Analyse der complexen psychischen Zustände nicht einlässt und daher die gewöhnliche zeitliche Aufeinanderfolge in ein Verhältniss der realen Abhängigkeit umwandelt.

2. Verhältniss der Gefühle zum Willen.

Da in allem Begehren und Wünschen das Wollen ein wesentlicher Bestandtheil, und da es somit der einfachere seelische Vorgang ist, so werden auch Gefühl und Affect dem Ergebniss dieser

Analyse nicht sich entziehen können. In der That weist bei dem Gefühl schon das äußere Merkmal, dass es sich zwischen den Gegensätzen der Lust und Unlust bewegt, auf die Beziehung zum Willen hin. Denn Lust und Unlust gehen den Zuständen des Strebens und Widerstrebens vollständig parallel: das Lusterregende wird erstrebt, dem Unlusterregenden wird widerstrebt. Die Affecte aber gehen nicht nur stets von Gefühlen aus, sondern es sind auch bei ihnen die Vorstellungsbewegungen mit äußeren Handlungen, den Ausdrucksbewegungen, verbunden, die zumeist den Charakter von Triebhandlungen besitzen.

Nun ist das Gefühl, wie gegenüber dem Affect, so nicht minder im Verhältniss zu dem Begehren der einfachere Seelenzustand. Begreiflich daher, dass die gewöhnliche Ansicht, die das Begehren als eine Vorbedingung des Wollens betrachtet, ebenso in dem Gefühl der Lust und Unlust hinwiederum die Vorbedingung des Begehrens erblickt, so dass die angeblich zum Willen führende Reihenfolge psychischer Processe in folgende Glieder zerfällt:

Gefühl (Lust oder Unlust) — Begehren (Streben oder Widerstreben) — Wollen.

Nachdem das Begehren als ein unter zusammengesetzten Bedingungen stehendes Wollen nachgewiesen ist, wird die Frage nahegelegt, ob ähnliche Gesichtspunkte auch in Bezug auf das Gefühl Platz greifen müssen. Dem steht jedoch schon der Umstand entgegen, dass dasselbe ein psychologisch unzerlegbarer seelischer Vorgang ist. Dazu kommt, dass, sobald eine Willens-thätigkeit eintritt, das entsprechende Begehren aufhört. Wohl hat man geglaubt, das letztere als noch enthalten in dem actuell gewordenen Wollen annehmen zu dürfen. In Wahrheit aber wird dabei nicht die Willens-thätigkeit in zwei an sich trennbare Bestandtheile zerlegt, sondern es werden lediglich auf einen und denselben inneren Vorgang zwei Wortbezeichnungen angewandt, bei deren einer man von dem thätigen Moment des Wollens abstrahirt hat. Da nun dieses thätige Moment in Wirklichkeit nur dann fehlen kann, wenn es durch entgegengesetzte Willensrichtungen aufgehoben wird, so ist es klar, dass jene Spaltung der Willens-handlung in ein Begehren und eine hinzutretende Thätigkeit aus einer fehlerhaften Analyse des psychischen Vorgangs entsprungen

ist. Ganz anders verhält es sich in dieser Beziehung mit dem Gefühl. Die innere Wahrnehmung lässt es überall nicht nur als einen die Willenshandlung vorbereitenden, sondern auch als einen dieselbe begleitenden Vorgang erkennen. Bei jeder Willenshandlung erscheinen also Fühlen und Wollen als die innig an einander gebundenen Theilmomente eines und desselben Processes, die zugleich nur in ihrer Beziehung zu einander Realität besitzen. In jedem Gefühl ist eine Willensrichtung, in jedem Wollen eine Gefühlswirkung enthalten. Bei manchen intellectuellen Gefühlen, wie den logischen, den ästhetischen, bleibt diese Richtung insofern latent, als sie nicht unmittelbar in äußeren Handlungen zu Tage tritt; aber sie fehlt keineswegs: die logischen Gefühle sind die Begleiter willkürlicher logischer Denkacte, bei den einfachen ästhetischen Gefühlen äußert sich der Wille in der Bevorzugung der gefälligen Formen, bei den höheren wird er überdies in der mannigfaltigsten Weise erregt, indem das Angesehene als ein Selbsterlebtes empfunden wird. Auf diese Weise ist das Gefühl das erste Stadium eines jeden Willensactes: wir nennen diesen letzteren Gefühl, so lange er noch nicht zu einer inneren oder äußeren Handlung geführt hat; wir nennen ihn Willen, sobald diese Handlung eintritt. Da nun aber lange nicht jedes Gefühl im weiteren Verlauf zu einer solchen führt, so ist das Gefühl zugleich ein selbständig vorkommender Zustand. Doch muss auch in solchen Fällen jedem Gefühl die Fähigkeit zugestanden werden, eine ihm entsprechende Handlung hervorzubringen; denn es wird dieser Erfolg regelmäßig eintreten, wenn nicht der Verlauf der Bewusstseinsvorgänge das Gefühl wieder sinken lässt, bevor es zu actualer Wirksamkeit gelangt ist. Haftet doch eine Willensrichtung jedem Gefühl an, so dass auch für die reinen Gefühle die Untrennbarkeit von Fühlen und Wollen seine Gültigkeit behält.

3. Verhältniss der Affecte und Triebe zum Willen.

Wenn in einem Gefühl die Willensrichtung stark genug ist, um in den Blickpunkt des Bewusstseins zu treten, so nennen wir das Gefühl einen Trieb. Triebe sind demnach Gefühle mit intensiver Willensrichtung. Führt die letztere zum wirklichen Wollen, so entsteht aus dem Trieb die Triebhand-

lung. Wie der Trieb ein einfaches, weil von einem einzelnen Gefühl ausschließlich bestimmtes Wollen, so ist daher die Triebhandlung eine einfache Willenshandlung. Begegnen sich dagegen mehrere Gefühle und Triebe mit verschiedenen Willensrichtungen im Bewusstsein, so sind im allgemeinen drei Fälle möglich. Entweder halten sich die entgegengesetzten Triebe das Gleichgewicht: dann entstehen schwankende Gemüthslagen, bei denen zwar vorübergehend bald der eine bald der andere Trieb stärker ist, im ganzen aber in Folge der fortwährenden Compensation kein bestimmtes Begehren zur Ausbildung gelangt, sondern nur der Gegensatz widerstreitender Gefühle die Gemüthslage ausmacht. Oder ein bestimmter Trieb herrscht vor, die übrigen von entgegengesetzter Willensrichtung sind aber stark genug, um den Uebergang in eine Triebhandlung unmöglich zu machen: dann entsteht der oben bereits näher erörterte Zustand des Begehrens. Oder endlich aus den verschiedenen Willensrichtungen geht nach einem diesem Zustand des Begehrens entsprechenden vorbereitenden Stadium eine vorherrschende Willensrichtung hervor, welche über alle anderen obsiegt und zur Willenshandlung führt. In diesem Fall erscheint uns das Wollen unmittelbar als ein Wählen zwischen verschiedenen Zwecken, und wir bezeichnen die so unter complexen Bedingungen entstehende Willenshandlung als eine Willkürhandlung. Hierbei liegt nun aber die Ursache, aus der ein bestimmter Trieb die Handlung determinirt, niemals in den unmittelbar mit einander in Conflict tretenden Trieben allein, sondern immer zugleich in dem, wovon die relative Stärke dieser Triebe wesentlich abhängt: in der ganzen, durch die gesammte vorangegangene Entwicklung des Seelenlebens bestimmten Anlage des Bewusstseins. Indem diese letztere mit der Ausbildung des Selbstbewusstseins immer klarer als der letzte Grund der wirklich ausgeführten Willenshandlung erfasst wird, verbindet sich nun erst mit dem einzelnen Wollen die der Willkürhandlung eigenthümliche Vorstellung einer Wahl: die Handlung erscheint nicht mehr als das passiv erlebte Resultat eines Kampfes verschiedener Triebe, sondern als die activ erzeugte Entscheidung zwischen denselben. Für die psychologische Analyse kann es jedoch nicht zweifelhaft sein, dass diese Entscheidung nicht möglich wäre, ohne dass jener Kampf ihr vorausginge; daher

auch im einzelnen Fall die Willkürhandlung noch oft genug zwischen passivem Resultat und activer Entscheidung unsicher in der Mitte steht: dem ersten nähert sie sich um so mehr, je weniger sich das seelische Leben über die ursprüngliche Herrschaft der unmittelbar erzeugten Triebe erhoben hat; die letztere tritt in dem Maße deutlicher hervor, als sich durch die vorangegangene seelische Entwicklung constante Willensrichtungen ausgebildet haben, welche allen einzelnen Antrieben gegenüber die Rolle vorherrschender seelischer Kräfte übernehmen. Kaum braucht noch bemerkt zu werden, dass mit der einseitigen Berücksichtigung dieser beiden Quellen unserer empirischen Willenshandlungen zugleich die beiden eben wegen ihrer Einseitigkeit unhaltbaren Auffassungen des vulgären Determinismus und Indeterminismus zusammenhängen. Dem ersteren gilt die einzelne Wahl als das nothwendige Erzeugniss der im gegebenen Moment vorhandenen Triebe; er vermag dadurch wohl theilweise über den Zusammenhang der höheren mit den niederen Willenshandlungen, in keiner Weise jedoch über das jeden Willküract begleitende Freiheitsbewusstsein, welches in der Rückbeziehung der Handlung auf das Ich als den Träger aller dauernd erworbenen Anlagen und Willensrichtungen besteht, Rechenschaft abzulegen. Dem zweiten ist der Wahllact eine von diesem Ich ohne alle Vorbedingungen ausgehende Entscheidung: er vermag daher die Existenz des Freiheitsbewusstseins, aber nicht einmal die Entstehung desselben und noch weniger die Einflüsse der momentanen Gefühle und Triebe auf unser Wollen psychologisch zu erklären. Wo man sich von diesem Standpunkte aus auf Erklärungsversuche einlässt, da führt die äußerliche und unvermittelte Auffassung des Freiheitsbewusstseins unvermeidlich dazu, dass nun Trieb und Wille in einen Gegensatz zu einander gebracht und die einzelne Handlung bald als ein Sieg der niederen über die höhere, bald als ein solcher der höheren über die niedrigere dieser seelischen Kräfte gedeutet wird, — eine Auffassung, die, ethische und psychologische Gesichtspunkte in unzulässiger Weise vermengend, eine genetische Erklärung der Willenshandlungen von vornherein unmöglich macht.

Schon der äußere Umstand, dass die Ausdrucksbewegungen der Affecte, abgesehen von den an ihnen beteiligten reinen Reflexen, den Charakter von Triebhandlungen besitzen, bringt nun

die Affecte zu den Trieben in eine nähere Beziehung und verweist sie mit den letzteren unter die Vorstufen der Willkürhandlung. / In der That entspricht jener physiologischen Affinität von Affect und Trieb auch die psychologische Seite der Vorgänge. Indem die Affecte der Freude, des Zorns, des Kammers u. s. w. von den bloßen Gefühlen durch Veränderungen im Vorstellungsverlauf sich unterscheiden, die der vorhandenen Gefühlsrichtung entsprechen, kommt hierin bereits eine Wirkung des Gefühls auf den Gesamttinhalt des Bewusstseins zur Geltung, welche der bei dem Trieb stattfindenden Wirkung verwandt ist und bei näherer Betrachtung als die Vorbedingung der letzteren sich darstellt. Die bloße Lust- und Unluststimmung des Gefühls geht schon bei dem Affect in ein mehr oder minder klar bewusstes Streben oder Widerstreben über. [Der wesentliche Unterschied zwischen Affect und Trieb liegt nur darin, dass bei dem ersteren keine bestimmte Handlung erzielt, sondern dem Streben nur eine gewisse Richtung innerer und äußerer Thätigkeit aufgeprägt und dadurch zugleich eine Verstärkung der vorhandenen Gefühle erzeugt wird. / So malt sich etwa der Freudige die Folgezustände und Wirkungen des ihm gewordenen Glückes aus, oder gibt sich der Zornige Vorstellungen hin, in denen er Wirkungen eigener Handlungen vorausnimmt, die das begleitende Rachegefühl befriedigen. / In je festeren Umrissen einzelne solcher Vorstellungen hervortreten und nach sich die gesammte Gefühls- und Willensrichtung bestimmen, um so größere Verwandtschaft gewinnt der Affect mit dem Triebe oder geht selbst in einzelnen Momenten direct in denselben und in die ihn begleitenden äußeren Triebhandlungen über.

Insbesondere ereignet sich dieser Uebergang regelmäßig bei denjenigen Affecten, bei denen in Folge ihrer Entstehungsbedingungen die Vorstellungsbewegung eine fester begrenzte ist, während andere Affecte ihrer Natur nach erst unter besonderen, weiter hinzutretenden Bedingungen einen solchen Uebergang erfahren. Zu den Affecten der ersten Art gehören der Schreck, der Zorn, zu denen der zweiten die Freude, der Kummer, die Sorge. Es erklärt sich hieraus zugleich, dass jene in höherem Grade als diese durch eigenthümliche mimische und pantomimische Bewegungen ausgezeichnet sind. Besitzen doch eben die im Bereich der willkürlichen

Muskeln sich abspielenden Ausdrucksbewegungen den Charakter von Triebhandlungen. So entsprechen denn auch den triebartigen Affecten von vornherein bestimmte Triebe: dem Schreck der Flucht- und der Verbergungstrieb, dem Zorn der Rache-, der Wuth der Zerstörungstrieb, während aus Freude, Kummer, Sorge immer erst secundär, in Folge weiter hinzutretender psychologischer Vorgänge, sich Triebe entwickeln können. Hieraus erhellt, dass die Grenze zwischen Affect und Trieb eine fließende ist, indem namentlich bei den triebartigen Affecten in einzelnen Momenten die Gemüthsbewegung durchaus der Form des Triebes entspricht. ⁷ Zugleich aber wird durch dieses Verhältniss bestätigt, dass wir eine Gemüthsbewegung so lange dem Begriff des Affectes unterordnen, als bei ihr nicht eine bestimmte, alle äußeren Handlungen auf fest gegebene Ziele lenkende Willensrichtung vorhanden ist. Da nun solche feste Ziele im allgemeinen aus Anlass einer vorangegangenen Vorstellungsbewegung zur Apperception gelangen, so ergibt sich, dass der Affect der den Trieb vorbereitende psychische Vorgang ist. Wie aus dem Gefühl der Affect, so geht aus dem Affect der Trieb hervor. Unter Umständen, bei den einfachsten sinnlichen Trieben namentlich, kann das Zwischenstadium des Affectes ein so kurzes sein, dass es in unserer inneren Wahrnehmung zu verschwinden scheint. Dennoch wird die für den Affect charakteristische Rückwirkung des Gefühls auf die Vorstellungsbewegung auch bei diesen einfachsten Trieben niemals fehlen. ⁷ Wie aber das Gefühl nicht bloß als Vorstufe des Affects, sondern auch, sobald die dem letzteren eigenthümliche Wirkung auf die Vorstellungen ausbleibt, als selbständiger seelischer Zustand vorkommt, so verhält es sich, vielleicht in noch höherem Grade, mit dem Affect gegenüber dem Triebe. ⁷ Selbst bei den triebartigen Affecten kommt es sehr häufig nur zu Triebanwandlungen, d. h. zu rasch vorübergehenden inneren Trieberregungen und äußeren Triebhandlungen, nicht zur Ausbildung einer festen, in einer continuirlichen Reihe von Acten festgehaltenen Willensrichtung. In dem ersteren Falle bezeichnen wir die äußere Handlung als eine bloße Ausdrucksbewegung, obgleich sie sich, an und für sich betrachtet, losgelöst von den vorangehenden und nachfolgenden seelischen Zuständen, von einer Triebbewegung in nichts unterscheidet.

Die vorstehenden Betrachtungen zeigen, dass die sämtlichen Gemüthsvorgänge eine Entwicklungsreihe bilden, in der jedes folgende Glied die vorangegangenen Glieder voraussetzt, während diese auch selbständig vorkommen können. Letzteres geschieht dann, wenn der in sich zusammenhängende Gemüthprocess nicht vollständig bis zu seinem Ende abläuft. Da aber auch in solchen Fällen wenigstens spurweise die nächstfolgenden Acte sich bereits ankündigen können, so erklärt es sich zugleich, dass unserer abstracten Trennung von Gefühl, Affect und Trieb das wirkliche Geschehen im allgemeinen nur annähernd entspricht. Kaum wird es ein Gefühl geben, das nicht auf die Vorstellungsbewegung irgendwie verändernd einwirkt und so den Charakter eines Affects annimmt, kaum einen Affect, in dem nicht in einzelnen Momenten eine fest bestimmte Willensrichtung sich ausbildet, so dass der Affect die Eigenschaft des Triebes annimmt. An den Trieb endlich schließt sich als letztes Glied dieser Entwicklungsreihe der Wahlact, die zwischen verschiedenen Triebrichtungen vermöge der gesammten zurückgelegten seelischen Entwicklung eintretende Entscheidung. So vereinigt diese letzte Stufe, die innere und äußere Willkürhandlung, alle vorangegangenen in sich. Die alte Anschauung, welche jene in einen völligen Gegensatz zu den sie vorbereitenden Acten stellte, indem sie das höhere Willensvermögen als eine reine Bethätigung der Vernunft ansah, durch welche Gefühle, Affecte und Triebe überwunden würden, entzog sich selbst von vornherein die Möglichkeit, die Willkürhandlung genetisch begreifen zu können, und sie verwandelte sie daher naturnothwendig in ein transcendentes Geschehen, das alle andern empirisch bedingten psychischen Vorgänge in unberechenbarer Weise durchkreuze. (In Wahrheit aber sind Gefühl, Affect und Trieb nicht bloß die nie fehlenden Vorstufen eines jeden Willens, sondern ein jeder jener einfacheren Vorgänge enthält das Moment des Willens in unentwickelter Form bereits in sich. Nicht bloß tragen Gefühl und Affect in unbestimmter, der Trieb aber in bestimmter Weise die Willensrichtung in sich, auch die bei den Willkürhandlungen in den Vordergrund tretende Abhängigkeit der dominirenden Willensrichtung von der ursprünglichen und erworbenen Anlage des Bewusstseins fehlt jenen Vorstufen nicht. Es ist nur der Umstand, dass

wir diese Disposition als den entscheidenden Factor der Willkürhandlung auffassen, welcher das die letztere begleitende Freiheitsbewusstsein, im Gegensatze zu dem der Triebhandlung noch anhaftenden Charakter der Naturbestimmtheit, hervorbringt.

4. Zusätze zur Willenslehre.

So fließen alle Fäden unserer Betrachtung der Gemüthsbewegungen in dem Begriff des Willens zusammen. Wie die Thätigkeit des einfachen Wollens die Vorbedingung für die Entstehung der einzelnen Gemüthsvorgänge ist, so erweisen sich die letzteren hinwiederum als die Vorstufen des zusammengesetzten, mit dem Bewusstsein der Entscheidung zwischen verschiedenen Erfolgen verbundenen Wollens. Am Schlusse dieser Untersuchung erhebt sich daher unabweisbar die Frage, was denn unter der Thätigkeit des Wollens selbst zu verstehen sei. Es scheint mir um so notwendiger, auf diese Frage hier nochmals einzugehen, als die in den obigen Erörterungen vorausgesetzte, in früheren Arbeiten von mir entwickelte Auffassung des Willens Missverständnissen begegnet ist, die ich zu beseitigen wünsche¹⁾.

Ich habe an so vielen Stellen, bei Gelegenheit der Willenslehre ebenso wie anderwärts, hervorgehoben, dass ich in der Aufzeigung der Thatsachen des Bewusstseins und in der Nachweisung der Verbindungen und Beziehungen, die zwischen ihnen bestehen, die einzige Aufgabe der Psychologie erblicke; ich habe so oft bemerkt, dass mir der Begriff des Bewusstseins nichts anderes ist als die Zusammenfassung dieser Thatsachen selbst, nichts was außerhalb derselben stünde, und dass nicht minder die Begriffe des Willens und der Apperception schlechterdings nur auf bestimmte in uns anzutreffende Vorgänge, die sich irgendwie durch gewisse Merkmale von andern unterscheiden lassen, bezogen werden dürfen; — ich habe alles dies so unzweideutig ausgesprochen, dass ich nicht weiß, ob ich durch die Wahrnehmung der Erfolglosigkeit dieser Versicherungen und Bemühungen mehr erstaunt oder mehr entmuthigt sein soll. Nach Münsterberg ist mein Begriff des Bewusstseins ein »transcendenter«, die Apperception ist nach meiner

1) Vgl. Hugo Münsterberg, Die Willenshandlung. Ein Beitrag zur physiologischen Psychologie, Freiburg i. B. 1888.

Auffassung ein »transcendentaler« Vorgang, ebenso natürlich der Wille; meine ganze Psychologie steht angeblich im Banne »metaphysischer« Voraussetzungen. Vergebens habe ich mich nach einer Begründung dieser Beschuldigungen umgesehen. Schließlich habe ich mich bei der Bemerkung beruhigen müssen, dass eben hier nach dem Vorbilde einiger Gehirnphysiologen alle Vorgänge der inneren Wahrnehmung so lange als »transcendent« oder »metaphysisch« bezeichnet werden, als sie nicht ausdrücklich als die Wirkungen irgend welcher materieller Vorgänge anerkannt sind. Wer in der Anwendung dieser materialistischen Metaphysik auf die Thatsachen der inneren Wahrnehmung die Aufgabe einer »empirischen« Psychologie erblickt, von dem kann es nicht Wunder nehmen, wenn er umgekehrt eine empirische Psychologie vom Standpunkt der inneren Wahrnehmung aus für reine Metaphysik hält. Die gelegentlich gemachte *Reservatio mentalis*, dass der Materialismus erkenntnistheoretisch unhaltbar sei, wäre dann freilich besser unterblieben. Man braucht nicht nothwendig von jedem erkenntnistheoretischen Resultat in der Psychologie Gebrauch zu machen; aber was in der Erkenntnistheorie falsch ist, kann in der Psychologie nimmermehr wahr sein. Doch ich beabsichtige hier keine Kritik der Münsterberg'schen Arbeit. Ich wünsche nur die Irrthümer richtig zu stellen, welche sie über meine Auffassung des Willens verbreitet hat. Zu diesem Zweck wird es aber erforderlich sein, zunächst auf die eigenen Ansichten dieses Autors mit einigen Worten einzugehen.¶

Wenn der Wille eine besondere Thatsache des Bewusstseins neben andern ist, so muss — mit diesem Gedanken beginnen die Deductionen desselben — diese Thatsache als ein besonderer, für sich allein aufzuzeigender Bewusstseinsinhalt nachzuweisen sein. Nun bezeichne die moderne Psychologie die letzten auf einander nicht zurückführbaren Bestandtheile des Bewusstseins als »Empfindungen«, und schreibe deren jeder eine Qualität, eine Intensität und einen bestimmten ihre Beziehung zum Bewusstsein ausdrückenden Gefühston zu. Daraus ergebe sich »der nothwendige Schluss, dass auch der Wille nur ein Complex von Empfindungen ist«¹⁾.

1) a. a. O. S. 62.

Münsterberg selbst hat in diesen Worten es ausgesprochen, dass in der Voraussetzung, die er einführt, schon das ganze Resultat seiner Untersuchung enthalten ist. Diese Voraussetzung ist aber von ihm lediglich auf die angebliche Autorität der »modernen Psychologie« hin angenommen worden. Er hat nicht mitgetheilt, welches denn die moderne Psychologie ist, der er diese Voraussetzung entnimmt. Auf alle Fälle ist die letztere falsch. Richtig wird sie erst dann, wenn man die Empfindungen als die letzten Elemente derjenigen Bewusstseinsinhalte bezeichnet, die wir auf äußere Objecte beziehen, der Vorstellungen. Nur in dieser Beschränkung habe ich selbst die Empfindungen als elementare Bestandtheile des Bewusstseins bezeichnet, dabei aber zugleich bemerkt, dass der ihnen anhaftende Gefühlston bereits auf einen Zusammenhang mit demjenigen seelischen Geschehen hinweise, das in den objectiven Vorstellungen nicht aufgehe.

Nachdem Münsterberg mit jener Voraussetzung das Resultat seiner Theorie anticipirt hat, ist es begreiflich genug, dass er nunmehr das Wesen der Willensthätigkeit nur in einer besonderen Combination von Empfindungen zu entdecken vermag, deren jede für sich genommen von andern Empfindungen nicht verschieden ist. Gibt es einerseits in unserem Bewusstsein schlechterdings nichts als Empfindungen, und ist anderseits eine spezifische Willensempfindung offenbar nirgends anzutreffen, so ist in der That jener Schluss bündig genug. Münsterberg sucht demgemäß zunächst nach den Empfindungscomplexen, welche den inneren Willenshandlungen, z. B. den Vorgängen der Aufmerksamkeit, des Besinnens, der logischen Gedankenthätigkeit, zu Grunde liegen. Er findet, dass jede solche willkürliche Thätigkeit vom unwillkürlichen Verlauf der Associationen dadurch sich unterscheide, dass dem Wollen einer Vorstellung a ein anderer Bewusstseinszustand vorausgehe, der dem Inhalte nach schon die Vorstellung a enthalte. Ich besinne mich z. B. auf ein Wort. »Ich sehe in der Erinnerung dabei die Stelle, wo ich das Wort gelesen, ich erinnere mich des Augenblicks, wo ich es hörte, ich weiß auch genau die Bedeutung des Wortes; aber das Wort selbst ist mir nicht gegenwärtig. Schließlich taucht es in mir auf. Lässt sich da bestreiten, dass jenes Wort in der Reihe der Vorstellungsbeziehungen, deren ich mich erinnere,

schon vollinhaltlich gegeben war?« Aehnlich soll es sich bei den logischen Bewusstseinsprocessen verhalten. Die Conclusion *a* komme nur dadurch in das Bewusstsein, dass sie inhaltlich schon in den Prämissen *b*, *c*, *d* gelegen war. Also werde auch hier der Uebergang von den Prämissen zur Folge als ein willkürlicher aufgefasst¹⁾.

Hier ist zunächst zu bemerken, dass alle diese Beispiele mit dem Wortlaut der vorher gegebenen allgemeinen Regel nicht übereinstimmen. Der Regel zufolge soll die Vorstellung *a* schon vorher im Bewusstsein vorhanden sein. In den Beispielen aber ist nicht sie gegeben, am allerwenigsten »vollinhaltlich« gegeben, sondern es sind andere Vorstellungen da, die zu *a* in irgend welchen, keineswegs immer eindeutigen Relationen stehen. Nun wird überall durch solche Relationen die successive Association der Vorstellungen vermittelt. Was Münsterberg beschreibt, ist also ein Associationsvorgang; die Regel, die er aufstellt, auf ihren durch die Beispiele an die Hand gegebenen richtigeren Ausdruck zurückgeführt, sollte lauten: der Vorstellung *a* müssen andere Vorstellungen vorausgehen, die zu ihr in irgend welchen Beziehungen stehen. Dies aber ist die allgemeine Associationsregel. Nun liegt es gewiss im Sinne seiner Ausführungen zu sagen, alles willkürliche Besinnen, Aufmerken, Denken sei selbst nichts anderes als ein Associationsvorgang: aber an dieser Stelle sollte ja eben der Unterschied derjenigen Associationen, die wir mit der Vorstellung der Willensthätigkeit verbinden, von den unwillkürlichen aufgezeigt werden. Dies ist nicht im mindesten geschehen. \surd Denn auch bei den unwillkürlichen Associationen sind Relationen der auf einander folgenden Vorstellungen vorhanden. Möglicher Weise könnte Münsterberg antworten, gemäß seiner Definition müssten die vorausgehenden Vorstellungen *b*, *c* nicht bloß zu *a* in Relation stehen, sondern es müsse auch das Bewusstsein dieser Relation existiren, ehe *a* selbst schon bewusst sei. Hierauf ist aber zu entgegnen, dass diese Forderung augenscheinlich eine Unmöglichkeit in sich schließt. Eine Relation zwischen zwei Vorstellungen *a* und *b* kann eine bewusste nur dann sein, wenn die beiden Vorstellungen bewusst sind. In welcher Relation eine bewusste Vorstellung *a* zu einer andern *b*

1) a. a. O. S. 67 f.

stehe, die nicht bewusst, d. h. die uns unbekannt ist, davon können wir schlechterdings nichts wissen. Die Relation ergibt sich überall erst, wenn auch die zweite Vorstellung in das Bewusstsein getreten ist. Dann ergibt sie sich aber bei den unwillkürlichen Associationen gerade so gut wie bei den willkürlichen Denkhandlungen. Die Münsterberg'sche Regel ist also zu weit: sie umfasst nicht nur die inneren Willenshandlungen, sondern überhaupt alle in irgend einem Zusammenhange unter einander stehenden Bewusstseinsvorgänge.

Doch man beginnt einigermaßen zu verstehen, wie er zu dieser Regel kommen konnte, wenn man sich seiner Theorie der äußeren Willenshandlungen zuwendet. Hier trifft der Satz, dass der gewollten Vorstellung a , nämlich der Bewegung a , die Vorstellung dieser Bewegung im Bewusstsein vorangehen müsse, in der That im allgemeinen zu. Wenn man, wie unter den neueren Autoren, deren Spuren hier Münsterberg gefolgt ist, Meynert, Munk u. A. thun, überhaupt nur äußere Willenshandlungen anerkennt, so hat man darum verhältnissmäßig leichtes Spiel: die Thatsache, dass der ganze Complex von Empfindungen, die eine Willenshandlung zusammensetzen, in gewissem Grade schon den vorausgehenden Entschluss begleitet, ist ja unbestreitbar. Man muss also zugestehen, dass hierin ein Unterscheidungsmerkmal der willkürlichen von den bloß automatisch und reflectorisch erfolgenden Bewegungen liegt. Höchstens wird dabei der Vorausnahme der Bewegungsempfindungen eine zu große Rolle zugewiesen, da diese wohl immer erst dann in das Bewusstsein kommen, wenn der auf ein bestimmtes objectives Ziel gerichtete Willensentschluss schon gefasst ist.

Immerhin ist die Theorie auch in dieser Beschränkung auf die äußeren Willenshandlungen unhaltbar. Weder gibt sie Rechenschaft über das für alles Wollen wesentlichste Merkmal des Bewusstseins eigener Thätigkeit, noch bietet sie ein sicheres Unterscheidungsmerkmal desselben von andern unwillkürlichen Handlungen. Setzen wir voraus, es gehe den Muskel- und Tastempfindungen, welche eine willkürliche Armbewegung begleiten, wirklich das vollständige reproducirte Bild dieser Empfindungen voraus, so ist zwar begreiflich, dass diese Succession von Vorstellungen entsteht, wenn die betreffende Bewegung gewollt wird, es ist aber nicht begreiflich,

wie aus der bloßen Succession jener Vorstellungen die Wahrnehmung eigener Thätigkeit hervorgeht. Von jeher ist daher diese Theorie auf zwei Aushülfen verfallen, die beide gleich unzulänglich sind: entweder wird jene Wahrnehmung eigener Thätigkeit als eine Täuschung bezeichnet, die aus unserer Unkenntniß der wirklichen Ursachen der Bewegung entspringe. Hier substituirt man einem positiven Bestandtheil unserer inneren Erlebnisse eine metaphysische Reflexion, um dann zu behaupten, dass das Ergebniss dieser Reflexion ein irriges sei. Oder der Wille wird unmittelbar in die Bewegungsempfindungen verlegt. Dann ist scheinbar ein Empfindungssubstrat für ihn gefunden. Nur bleibt es unbegreiflich, wie die nämlichen Empfindungen entstehen können, ohne dass wir die Vorstellung des Wollens damit verbinden. Und doch ist dies bei reflectorisch erfolgenden Bewegungen oder auch bei galvanischer Erregung der Bewegungsnerven der Fall. Offenbar werden also hier einige mehr oder minder constante Begleiterscheinungen der Willenshandlung für den Willen selbst genommen, während man an den wesentlichen Eigenschaften desselben vorübergeht.

Die Grundanschauung, auf welcher alle diese modernen Versuche, den Willen auf gewisse Empfindungscomplexe zurückzuführen, beruhen, ist die alte intellectualistische Lehre, wie sie in Spinoza's classischen Worten ausgesprochen ist: »Erkennen und Wollen sind eins und dasselbe. Wir glauben willkürlich zu handeln, wenn wir uns vorstellen zu handeln. Der fallende Stein, wenn er eine Vorstellung seines Falls besäße, würde diesen als eine That seines Willens ansehen«. Der alte Satz »der Wille ist die Vorstellung einer Handlung« hat in den Arbeiten neuerer Gehirnphysiologen, Schiff, Meynert, Munk u. A., bereits die besondere Ausführung erhalten, wonach die Vorstellung einer Handlung auf die sie begleitenden Bewegungsempfindungen zurückgeführt wird. Zwei Gedanken sind bei Münsterberg hinzugekommen: die Uebertragung der Annahme eines der Bewegung vorausgehenden Erinnerungsbildes derselben auf die inneren Willenshandlungen, und die Voraussetzung, dass die sogenannten Innervationsempfindungen, wie sie unabhängig von wirklich eintretenden Bewegungen beobachtet werden können, Erinnerungsbilder früher gehabter

Bewegungsempfindungen sind¹⁾. Dass der erste dieser Gedanken auf einer fehlerhaften Analogie beruht, haben wir oben gesehen. Die angegebene Auffassung der Innervationsempfindungen dagegen halte ich in der That für richtig; ich glaube, dass sie sich als die einzig mögliche Lösung der in neuerer Zeit über diesen Gegenstand stattgehabten Erörterungen ergeben dürfte²⁾. Aber diese Auffassung ist keineswegs neu. Ich selbst habe sie in der längere Zeit vor der Münsterberg'schen Arbeit erschienenen dritten Auflage meiner *physiol. Psychologie* ausführlich entwickelt³⁾. Dass dieselbe mit den sonstigen Annahmen der Theorie in keinem nothwendigen Zusammenhang steht, brauche ich wohl kaum zu bemerken. Man kann die Bedeutung der Bewegungs- und Innervationsempfindungen für die Entwicklung der äußeren Willenshandlungen anerkennen, ohne in ihnen selbst das Wesen des Willens zu sehen⁴⁾.

So unzulänglich aber auch diese Versuche einer physiologischen Theorie der Willenshandlungen sein mögen, so bieten sie doch deshalb, wie ich meine, ein gewisses Interesse, weil die letzten Motive, aus denen sie hervorgegangen, in tiefer liegenden Irrthümern ihre Quelle haben, deren Aufzeigung für die Gewinnung eines richtigeren Standpunktes nur förderlich sein kann. Der letzte Grund dieser wie aller Formen des Intellectualismus scheint mir in der mehr oder minder unbewussten Substantialisirung der seelischen Vorgänge zu liegen. Den Anhängern dieser Theorien ist die Seele ein »Bündel von Vorstellungen«. Vergleichbar den beharrenden Objecten der Außenwelt, auf die sie sich beziehen, sollen sich diese Vorstellungen in wechselnder Weise in unserem Bewusstsein gruppieren, für uns aber stets nur Objecte passiver Betrachtung bilden. Wir können nichts zu ihnen hinzuthun, nichts von ihnen hinwegnehmen. Unsere eigene Thätigkeit selbst ist nur eine Vorstellung, die, ähnlich wie alle andern, der Betrachtung sich darbietet. Was nicht als Vorstellung uns gegeben ist, das existirt überhaupt nicht. Auch unser Wollen muss daher eine Vorstellung-

1) a. a. O. S. 76.

2) Vergl. hierüber die interessanten Verhandlungen in der Londoner Neurological Society, *Brain*, April 1887. 3) *Physiol. Psych.* 3. Aufl. I, S. 404 ff.

4) Vergl. zu Obigem Oswald Külpe, *Die Lehre vom Willen* in der neueren Psychologie, *Phil. Stud.* V, S. 231 ff.

es muss in bestimmte Empfindungen zerlegbar sein, die sich physiologisch auf irgend welche Empfindungsreize zurückführen lassen. Was wir sonst noch in den Willen hineinlegen, das ist, insofern es unvorstellbar ist, nothwendig ein nicht-existirendes, ein täuschender Wahn, eine »transcendente« Idee, die wir uns vielleicht irgend welchen metaphysischen Vorurtheilen zu Liebe gebildet haben, die aber nothwendig vor dem Satze »aller Bewusstseinsinhalt besteht aus Vorstellungen« in ihr Nichts versinken muss.

So überzeugend diese Gedankenreihe offenbar für viele und nicht bloß für contemplativ angelegte Naturen von der Weise Spinoza's gewesen ist, so muss doch gesagt werden, dass sie nichts ist als ein Gewebe von Selbsttäuschungen und falschen Voraussetzungen. Unser Bewusstsein ist nicht im allerentferntesten ein solches Bündel ruhig neben einander lagernder Vorstellungen, als das es hier dargestellt wird. Die Vorstellungen selbst sind keine Objecte, wie durch Verwechslung derselben mit ihren Gegenständen angenommen wird, sondern sie sind Ereignisse, die entstehen und vergehen und im Laufe ihrer kurzen Dauer sich fortwährend verändern; und an die Vorstellungen sind Gefühle gebunden, die wiederum nicht unabänderlich von der Beschaffenheit der Vorstellungen, mit denen sie zunächst verknüpft sind, sondern von einer Menge vorangegangener und gleichzeitiger innerer Vorgänge abhängen. Vollends das wahrnehmende Subject ist kein seinen eigenen Vorstellungen unabhängig gegenüberstehender Beobachter, als das es hier unter dem trügerischen Bilde der äußeren Sinneswahrnehmungen gedacht wird, sondern es bildet einen thatsächlich untrennbaren Bestandtheil des psychischen Geschehens selber. Durch jene Verdinglichung der Vorstellungen, welche die Hypostasirung des vorstellenden Subjectes unvermeidlich nach sich zieht, wird aber dieser Psychologie, wie metaphysikfeindlich sie sich immerhin geben mag, naturnothwendig das Subject zu einem transcendenten Gegenstand. Hat sie doch die einzigen empirischen Elemente, aus denen sich dasselbe gewinnen lässt, nämlich eben die Vorgänge der an das Vorstellen und Fühlen gebundenen Thätigkeit, glücklich zum Verschwinden gebracht.

Bei jeder Willensthätigkeit haben wir zu unterscheiden die mehr oder minder constanten Begleiterscheinungen derselben

und das für das Wollen wesentliche Merkmal der Thätigkeit. Zu jenen Begleiterscheinungen rechne ich in erster Linie gewisse zu Vorstellungen vereinigte Empfindungen, in zweiter Linie die die Willensacte theils vorbereitenden theils mit ihnen unmittelbar verbundenen Gefühle. Die letzteren lassen sich jedoch nur auf Grund der einmal vollzogenen abstracten Unterscheidung zwischen Fühlen und Wollen Begleiterscheinungen des Willens nennen. Im Zusammenhang mit der Entwicklung des Willens betrachtet, verwandeln sie sich selbst in Elemente der Willensthätigkeit, die sich aber deshalb, weil aus ihnen nicht immer ein actuelles Wollen hervorgeht, nun auch in solchen Fällen, wo dieses eintritt, demselben als begrifflich trennbare Bestandtheile gegenüberstellen lassen. Diese begleitenden Empfindungen und Gefühle sind für uns so eng mit der Willenshandlung verschmolzen, dass wir uns kein Wollen vorstellen können, ohne jene alsbald zu reproduciren. / Auf diese Weise² verdanken namentlich die äußeren, aber nicht minder auch alle mit merkbarer Anstrengung vollzogenen inneren Willenshandlungen den begleitenden Spannungsempfindungen im Gebiet der willkürlichen Muskeln sowie den als Reproduktionen dieser Spannungsempfindungen zu betrachtenden Innervationsempfindungen ihre sinnliche Bestimmtheit: wir besitzen in diesen Empfindungen wahrscheinlich das einzige, jedenfalls das nächste Maß der Energie unseres Wollens, denn wir messen an ihnen unmittelbar die Anstrengung einer ausgeführten Willenshandlung. / Aber die Spannungsempfindungen und Gefühle, so untrennbar sie in unserem Bewusstsein mit der Willensthätigkeit verbunden sein mögen, erschöpfen für sich allein doch keineswegs den Begriff des Willens. Der zwingende Beweis hierfür liegt darin, dass die Spannungsempfindungen, wie oben schon bemerkt, vorkommen können, ohne Begleiterscheinungen des Willens zu sein. Das nämliche gilt von den die Willenshandlung vorbereitenden Gefühlen. Die Gefühle aber, welche den Vollzug der Willensacte begleiten, sind hinwiederum an das entscheidende Merkmal des Wollens, die Thätigkeit, so enge geknüpft, dass sie diesem gegenüber als secundäre Merkmale erscheinen.

Nun besteht der verhängnisvolle Zirkel, in welchem sich die intellectuellen Theorien bewegen, darin, dass sie dieses Moment

der Thätigkeit, welches das einzig wesentliche Merkmal des Willens ist, als eine wirkliche Thatsache deshalb nicht anerkennen wollen, weil es nicht als ein für sich bestehender, mindestens in abstracto isolirbarer Inhalt des Bewusstseins, analog den Empfindungen, aufgezeigt werden kann. Es ist aber klar, dass der Begriff der Thätigkeit gerade dies eben ausschließt. Eine Thätigkeit kann immer nur ein Vorgang sein, der sich an irgend welchen gegebenen Bewusstseinsinhalten ereignet, und vermöge dessen diese Inhalte bestimmte Veränderungen erfahren. Solche Veränderungen sind darum nicht minder reale empirische Thatsachen. Der Psychologe, der sie leugnet, steht unter dem nämlichen Vorurtheil, dem die Anhänger der aristotelischen Physik unterlagen, als sie dem Newton'schen Begriff der Schwere deshalb entgegentraten, weil diese Schwere bloß in Vorgängen zwischen den Körpern sich äußere, also keine selbständige Entität sei. Auch der Wille, so meint man, müsse eine solche für sich isolirbare »Entität« sein, und wenn er als solche nicht aufgefunden werden könne, so sei er überhaupt nichts. Hier steckt die heutige Psychologie vielfach noch tief in der naiven Verdinglichung der Begriffe. Und doch ist gerade für die Psychologie die Befreiung von derselben um so mehr geboten, als es ihr sogar an jenen relativ constanten Objecten mangelt, die in der Physik zu der Voraussetzung des beharrlichen materiellen Substrates der Naturvorgänge geführt haben.

Die Objecte der Psychologie sind sämmtlich Vorgänge, Ereignisse. Diese Vorgänge trennen sich zunächst in solche Bestandtheile, die auf Dinge und Vorgänge der Außenwelt bezogen werden, und in solche, denen eine derartige Beziehung mangelt, und für die wir, wenn wir für sie nach einem ähnlichen gemeinsamen Begriff suchen, keinen andern zu finden wissen als den, dass sie unser eigenes Verhalten gegenüber den von uns objectivirten Vorstellungen ausdrücken. Dabei dürfen wir aber freilich nicht vergessen, dass diese Definition bereits das Ergebniss einer Reflexion ist, das den Thatsachen selbst ebenso wenig zukommt, wie in der unmittelbaren Anschauung etwas von der späteren begrifflichen Trennung von Object und Subject zu finden ist. Diese nicht auf Objecte und objective Ereignisse bezogenen Vorgänge scheiden sich

nun aber wiederum in zwei Gruppen: die einen treten uns als passive Erlebnisse entgegen, die andern fassen wir als selbst-erzeugte auf. Beide können im einzelnen Fall in der engsten Weise sich verbinden, so dass ein Vorgang halb passiv gegeben, halb activ erzeugt erscheint. Die selbsterzeugten Vorgänge sind die Willenshandlungen. Der Wille selbst als empirische Thatsache ist nichts von diesen Processen der Erzeugung verschiedenes, sondern er besteht schlechterdings nur in den einzelnen, von den passiven Erlebnissen sich absondernden Vorgängen der Thätigkeit.

Bei solcher Unterscheidung des passiv erlebten und des selbst-erzeugten Vorgangs ist nun wiederum nicht zu übersehen, dass die Art, wie wir diesen Unterschied ausdrücken, einer Reflexion angehört, von der in unserer unmittelbaren Auffassung der Thatsachen des Bewusstseins nichts zu finden ist. Ist doch im Gegentheil die ganze Auffassung des eigenen Ich und seine Trennung von den Objecten erst auf Grund jener Unterscheidung zu Stande gekommen. Wir haben also diese Unterschiede unserer inneren Erlebnisse, die wir nachträglich nicht anders als unter Zuhülfnahme spät entstandener Reflexionsbegriffe ausdrücken können, als unmittelbar gegebene anzusehen, die nicht durch bestimmte Vorstellungen, wohl aber durch die begleitenden Gefühle von einander getrennt sind. Mit diesem Vorbehalt wird diese von frühe an vorhandene, doch allmählich erst zu klarem Bewusstsein gelangende Unterscheidung auch für die Entwicklung des Willens bedeutsam. Wir werden ja von vornherein erwarten dürfen, dass die bei den niederen Willenshandlungen nur dunkel bewussten Elemente der Unterscheidung bei den complexen Willensacten zu klarer bewussten geworden sind. Nun hat sich, wie wir früher sahen, bei der Willkürhandlung das bei dem Trieb vorhandene einfache Streben zu einer zwischen verschiedenen Erfolgen entscheidenden Thätigkeit erhoben. Die Thätigkeit der Entscheidung oder der Wahl schließt aber die Vorstellung ein, dass unser handelndes Ich die letzte Ursache des sich vollziehenden Vorgangs sei, während diese Ursache bei dem passiven Erlebnisse in irgend etwas von unserem Selbst verschiedenes verlegt wird. Doch ist das Ich in dieser psychologischen Function abermals kein abstracter Begriff, sondern lediglich die in ein Totalgefühl zusammengefasste Gesamt-

heit unserer Anlagen und bisherigen Erlebnisse. Wir handeln also mit andern Worten bei der Willensentscheidung unmittelbar mit dem Bewusstsein der Causalität unseres gesammten seelischen Seins, wobei wir uns freilich immer nur einzelner der hierbei wirksamen Elemente bewusst werden können, während die übrigen lediglich in jenem resultirenden Totalgefühl ihren Ausdruck finden.

Wodurch scheidet sich nun eine einfache Triebhandlung von diesem mit dem deutlichen Bewusstsein eigener entscheidender Thätigkeit begleiteten Erfolg? Ich meine, im letzten Grunde doch nur quantitativ, und zwar in doppeltem Sinne: einmal weil die Dispositionen des Bewusstseins, die zur Wirkung gelangen, verhältnissmäßig weniger weit zurückreichen, so dass sie sich bei den einfachsten Triebhandlungen schließlich auf wenige angeborene Anlagen beschränken; und zweitens weil die Vorstellung, dass der Vorgang kein passives Erlebniss, sondern ein selbstthätiges Erzeugniss ist, ebenfalls dunkler bewusst bleibt, dass also auch die Triebhandlung ihrem ganzen Charakter nach bereits der mechanischen Regelmäßigkeit des Reflexes sich nähern kann. Eben diese Eigenschaften sind es aber, durch welche die Triebe theils als Zwischenglieder zwischen den passiven und activen Bewusstseinsvorgängen, theils als die natürlichen Vorstufen der complexen Willenshandlungen sich darstellen.
